

Es giebt noch Wunder.



Fünf Erzählungen aus dem Leben

von

Ottokar Schupp.



Herborn.

Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins.
1892.

Erlebnisse eines frommen Doktors.

Die vornehme Tante.

Ein heilsamer Schrecken.

Das große Los.

Der Rettungengel.

I.

Erlebnisse eines frommen Doktors.

Es ist ein merkwürdiger Name, den ich führe, ich heiße nämlich: „Der fromme Doktor“ zur Unterscheidung von einem zweiten Arzt in unserm Städtchen, der der „alte Doktor“ genannt wird. Ein frommer Arzt ist allerdings eine Seltenheit geworden. Er ist fast noch seltener, als ein frommer Advokat, und der ist gewiß ein rarer Vogel. Früher war es anders. Da hätte man nicht sagen können: „Der fromme Doktor.“ Da waren Aerzte und Naturforscher extra fromme Leute, weil sie mehr und angestrongter im Buche der Natur lasen. Damals waren aber auch die Leute sowohl, als die Wissenschaft demütiger. In unserer Zeit kann man in ganz besonderer Weise merken, wie wahr das apostolische Wort ist: „Das Wissen blähet auf.“ Es braucht einer nur in eins oder zwei naturwissenschaftliche Bücher seine Nase hineingesteckt zu haben, so ist er fertig, er spricht sein Verdammungsurteil über alle Religion und braucht keinen Gott und keinen Himmel mehr. Item ein Doktor, der noch in der Bibel liest und betet, wird von seinen Herren Kollegen ausgelacht und von keinem Patienten gerufen. Jedermann hält ihn für einen Dummkopf. So weit wären wir schon in der Welt.

Ich war übrigens gar nicht so sehr fromm. Ich hätte viel frömmere sein können. Womit ich der Welt hauptsächlich Anstoß gab, war meine Vorliebe für Kirchenbesuch, und daß ich bei meinen Kranken gern noch neben der heilkräftigen Arznei einen heilkräftigen Bibelspruch beifügte. Obwohl ich das alles so harmlos und natürlich that, wie möglich, kam ich doch bald in den Geruch ganz besonderer Heiligkeit und wurde mit den üblichen Ehrentiteln: Frömmeler, Heuchler, Pietist, Mucker, Jesuit u. s. w. begabt.

Mein hauptsächlichster Widersacher war der Krösus des Städtchens, der Kaufmann Philipp Heinemann, dessen Laden, Wohnhaus und Waarenmagazin meiner Wohnung gerade gegenüber lagen, ein sonst ehrlicher, braver, fleißiger Mann, aber ein ziemlich beschränkter Kopf und gar nicht bescheiden, obwohl ein wenig Selbsterkenntnis ihn diese Tugend hätte lehren können. Doch wer hätte je gehört, daß ein kleiner Geist, der noch obendrein Erfolg in der Welt hat, seine Schwächen erkannt und bekannt hätte? Es litt deshalb auch mein Nachbar an einer wahrhaft krankhaften Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung, die immer schlimmer wurde, je mehr sein Wohlstand zunahm.

Ich durfte schon morgens in aller Frühe den ersten geringschätzenden Blick beobachten, welchen er der Welt zuwarf. Er hatte seinen Kaffee genommen, darauf war der Barbier gekommen und gegangen und jetzt kam auch er und stellte sich mit gestickten Pantoffeln und roten Strümpfen breitspurig an seine Ladenthüre. Seine dicken roten Hände hatte er in den großen Taschen seiner Weste stecken, die weit über seinem mächtigen Bauche lagen. Die Unterlippe seines breiten Mundes streckte er vor und zog seine struppigen Augenbrauen über seine kleinen

funkelnden Augen und runzelte die Stirne, wodurch dieselbe noch niedriger und sein borstiges, kurzgeschorenes, hellblondes, dichtes Haar noch bürstenartiger wurde. In dieser Gestalt sah er regelmäßig zweimal die Straße hinauf und hinunter, und in seinen Mienen und seinem Gebahren lag eine Einbildung und ein Selbstbewußtsein, als wollte er sagen: „Du Welt im allgemeinen magst dich glücklich preisen, daß du mich besitzt, den Kaufmann Philipp Heinemann, es könnte dir sonst schlecht genug gehen, und du liebes Vaterstädtchen und wohlgedle Bürgerschaft magst dich im besonderen glücklich preisen, daß du mich unter deinen Mitbürgern zählst! denn was sollte aus dir werden, wenn ich nicht deine Nöten in meinem hochwohlweisen Kopfe trüge und deine Schmerzen in meinem weiten, edlen Herzen?“

Was er aber morgens in Mienen und Gebärden ausdrückte, dem ließ er abends im Reichsapfel, wenn er sein Gläschen Culmbacher trank, Worte. Philipp Heinemann war ein großer Redner, wenigstens er hielt sich dafür, und die Welt hielt ihn auch dafür, und mehr bedarf es ja nicht.

Zu seinem Unglück, möchte ich sagen, hatte er ein riesenhaftes Gedächtnis und eine ausgezeichnete Lunge. Er behielt alles, was er las, fast wörtlich und hatte auch das Vermögen, das Gelesene mit gewaltiger Stimme den Leuten an den Kopf zu werfen. Es brauchte deshalb abends im Reichsapfel nur irgend ein Wort zu fallen, worüber vor kurzem die Zeitung einen Leitartikel losgelassen hatte, wie „Steuerreform“, „zweijährige Militärdienstzeit, Forstschutz oder gar die Judenfrage“, so konnte man fest versichert sein, aus seinem Munde eine Reihe hochtönender Worte zu hören, die nach irgend etwas lauteten. Er hatte jeden Abend Vortrag und

führte das große Wort am Tische. Niemand kam gegen seinen Wortschwall und sein weithin schallendes Organ auf.

Niemand aber zweifelte auch an seinem großen Verstand und seiner Weisheit. Er beherrschte unumschränkt die Meinungen und Stimmungen in der Stadt. Was sein Wort nicht wirkte, wirkte sein Ansehen und sein Reichthum.

Man kann sich denken, daß dieser allmächtige Herr den Ruf eines Arztes, zumal eines jungen Anfängers wie ich, der sich erst eine Praxis im Städtchen gründen mußte, vollständig vernichten konnte, wenn er wollte, und er wollte nur zu sehr. Ich hatte das Unglück, da ich im Interesse meiner Praxis Verbindungen im Städtchen anzuknüpfen suchte, in den Reichsapfel an den runden Tisch zu geraten und mir nicht bloß das Mißfallen, sondern den furchtbarsten Zorn des gestrengen Herrn Heinemann zuzuziehen, indem ich in der Hitze des Disputes eine seiner phrasenhaften Reden für reinen Unsinn erklärte und was schlimmer war, auch den Unsinn nachwies.

Von der Zeit an verfolgte mich der Mann. Er fand einen treuen Bundesgenossen in dem „alten Doktor“, der in mir einen Rivalen sah und mich um jeden Preis zu unterdrücken suchte.

Der alte Doktor war es auch, der zuerst dem Kaufmann Heinemann die Mitteilung machte, daß ich an den Krankenbetten Bibelsprüche gebrauche.

Es war an einem prächtigen Sommernachmittage. Ich saß an dem offenen Fenster hinter dem Vorhang und war ungesehen Zeuge der Unterredung, die an der offenen Ladenthüre stattfand.

Herr Heinemann hatte dem kleinen, schon ziemlich eingeschrumpften Doktor eine Prise Schnupftabak offeriert und wollte nun selbst eine Prise aus der offenen Dose

nehmen. Allein die Brise blieb ungenommen. Gerade in dem Augenblick, da er mit Daumen und Zeigefinger an die Nase fahren wollte, erzählte der Doktor die Geschichte mit den Bibelsprüchen und erregte bei dem Kaufmann solchen Schrecken, daß derselbe alles vergaß und mit dem Ausdrucke des Entsetzens rief: „Was Bibelsprüche? Vielleicht sogar noch Traktate?“

Die folgenden Worte kamen schon etwas milder, aber doch noch so, daß es wie nachhallender, verderbenföndender Donner lautete und man es in der ganzen Gasse hörte. „Ha, jetzt durchschaue ich den Menschen durch und durch. Deswegen läuft er so oft in die Kirche. Er ist ein Pietist, ein Jesuit, und wenn derselbe nicht so rasch wie möglich fortgeschafft wird, ist unser ganzes Städtchen verloren.“

Der kleine, nach allen Seiten verbindlich grüßende Doktor war ein Heimtücker, aber der Kaufmann Philipp Heinemann meinte es ehrlich. Er verstand es eben nicht besser. Er war ein Liberaler vom reinsten Wasser, der mit allen Liberalen bis hinauf in den Land- und Reichstag in der engsten Verbindung stand, und der wirklich glaubte, daß alles Heil im sogenannten „Fortschritt“ liege. Und nun, wo man endlich fast so weit war, daß man den Religionsunterricht sogar aus der Schule verbannen wollte, zu erfahren, daß ein Arzt Gottes Wort an die Krankenbette bringe, war ihm ein ganz fürchterlicher Gedanke, und daß ein solch rüudiges Schaf in seine fromm-liberale Gemeinde hereinbrach und gerade der unverschämte Mensch war, der ihn hatte verkleinern wollen, das erfüllte ihn mit großartiger Wut.

Jetzt donnerte er gegen mich mit aller Kraft seiner Lunge und erreichte es wirklich, daß ich fast alle Praxis im Städtchen verlor, weil ich Patienten mit Bibelsprüchen hatte trösten wollen.

Man soll nicht so schnell hierüber hinausgehen. Es ist eine sehr bemerkenswerte Thatsache, daß mitten in einer christlichen Gemeinde, wo noch Weihnachten, Ostern und Pfingsten gefeiert wurde, wo jeden Sonntag zweimal Gottesdienst war, wo die Kinder noch getauft und konfirmiert wurden, wo die Kirche noch am alten Plaze stand und die Kirchenglocken noch geläutet wurden, ich als Arzt unmöglich wurde, weil ich Gottes Wort am Krankenbette gebrauchte. Zugleich aber kennzeichnet es die ganze Thätigkeit des Liberalismus, der die Menschen rein toll macht, so daß sie Licht für Finsternis halten und Lüge für Wahrheit ansehen, und das für Weisheit ausgeben, was die größte Inkonsequenz und Thorheit ist. Waren es nicht reine Tollhausgeschichten, daß der dicke Kaufmann an seinem Wirtstische in einer längeren Rede zu sagen wagte: „Ein Kranker ist völlig hilflos und verlangt die höchste Rücksichtnahme von jeder Seite, aber zumal von Seiten des Arztes, dem er sich ganz anvertraut hat und auf dessen Wort er mit einer wahren Seelenangst lauscht. Wenn aber nun ein Arzt die Hilflosigkeit und Angst des Kranken benutzt und statt seine Pflicht zu thun und den Kranken gesund zu machen, ihm seine finstere Glaubensansicht aufnötigt und ihn mit Bibelsprüchen vollpfropft, so nenne ich das nicht bloß Rücksichtslosigkeit, sondern Geistes tyrannei und eine Seelenfolter, wie sie kaum in unseren finstersten Jahrhunderten geübt worden ist.“ Und war es nicht dieselbe Tollheit, mich mit den schlimmsten spanischen Inquisitoren zu vergleichen und mich mit allen erbischleichenden, seelenmörderischen Jesuiten, Heuchlern und Finsterlingen auf eine Linie zu stellen? Aber war es nicht noch toller, daß die Leute diesen Unsinn glaubten und darnach handelten, und mir sogar auf der Straße scheu aus-

wichen, so daß ich sah, sie fürchteten irgend eine Seelenfolter oder einen Gewissenszwang, den ich in der Schnelligkeit an ihnen ausüben könnte?

II.

Ich hatte jetzt ungemein viel freie Zeit und ich hätte in den schönen Sommertagen, die gerade waren, nach Herzenslust die reizende Umgegend des Städtchens durchschweifen können. Allein ich war dazu in meinem Berufe zu gewissenhaft und wartete geduldig daheim in der engen Stube auf die Patienten, die nicht kamen. Um meine Zeit einigermaßen nützlich auszukaufen, vergrub ich mich vollständig in meine Bücher. Aber ich konnte doch nicht den ganzen Tag studieren, und so setzte ich mich öfters an das Fenster, um von dort aus das Treiben des Städtchens zu beobachten und, was ich außerordentlich gern that, aus Kleinigkeiten und unscheinbaren Aeußerlichkeiten meine Schlüsse zu bilden.

Zu solchen Beobachtungen hatte ich eine nicht ganz unpassende Nachbarschaft. Neben dem Laden des Herrn Heinemann, wo es wie in einem Bienenstock aus- und einging, wohnte in einem höchst auffälligen Hause ein alter Bucherer, der zum Schein in einem dunkeln, schmutzigen Lädchen ein Trödlergeschäft trieb, und meine nächste Nachbarin im Hinterhause war eine Kartenschlägerin von einigem Ruf. Also war genug Gelegenheit geboten, sich Welt- und Menschenkenntnis zu sammeln, die ich mir denn auch nicht entchlüpfen ließ.

Freilich war nicht jede Zeit günstig, um meine Beobachtungen bei Bucherer und Kartenschlägerin anzustellen. Dort gingen die Leute mehr in der Dämmerung oder zu solchen Zeiten hin, wann sie nicht gesehen zu

werden glaubten. Das Gewissen spielte seine Rolle. Im tiefsten Grunde ihres Wesens fühlten ja die Leute, daß sie auf unrechten Wegen gingen, daß sie einen falschen Halt suchten, nachdem sie durch ihre Schuld den rechten Halt verloren hatten. Dabei wollten sie aber nicht von ihren Bekannten und Nachbarn gesehen sein, ob Gott sie sah, war ihnen schon gleichgiltiger.

Ein gewisser Unterschied bestand jedoch unter dem Publikum, über das Kartenschlägerin und Wucherer geboten. Die Kartenschlägerin wurde mehr von den Reicheren und Vornehmeren und zwar vorzüglich von Frauen und Mädchen aufgesucht, während der Wucherer die leichtfertige männliche Jugend und die schlechten Haushälter zu seinen besonderen Gästen und Gönnern zählte. Auch war der Empfang ungleich. Bei dem Wucherer hatten die Besucher, ehe sie hineingingen, meist ein kühnes, zuversichtliches Wesen und kamen verdußt und niedergeschlagen heraus, während bei der Kartenschlägerin die Gäste vorher sich etwas ängstlich und scheu zeigten, aber hernach eine frohe, siegesgewisse Miene zur Schau trugen — ein Zeichen, daß der alte Brummhardt, so hieß der Wucherer, viel zäher mit seinen Thalern war, als das Kartenlieschen, so hieß die Kartenschlägerin, mit ihren Versprechungen.

Beide hatten auf der anderen Seite auch vieles Gemeinsame. So wurden sie beide besonders zahlreich nach jedem hohen Festtage berücksichtigt. Die jungen Männer hatten bei den üblichen Vergnügungen ihr Geld ausgegeben und die Frauen waren nicht in der Kirche gewesen, wenigstens mit dem Herzen nicht, sonst hätten sie nicht die Kartenschlägerin aufzusuchen gebraucht. Es trug natürlich der in der Gemeinde immer mehr zu Tag tretende Liberalismus mit dazu bei, den Zulauf zu fördern.

Die Bürgerſchaft wurde läderlicher und ungläubiger, und wie ſie am Vermögen bankerott wurde, wurde ſie auch am Glauben bankerott und kam zum Aberglauben. Denn zu gewaltig iſt das religiöſe Bedürfniß in dem Menſchen. Wenn er das Wort Gottes, das echte Wort der Wahrheit, nicht mehr hat, läuft er zu den Wahrsagern, um ſich einen Schein von Wahrheit zu holen, und wenn er keinen Gott mehr hat, fällt er nieder vor den Götzen.

Doch muß ich ſagen, ſo intereſſant die Beobachtungen, die ich machte, für mich ſein mochten, ſie befriedigten mein Herz nicht. Ich that ja doch alle meine Blicke nur in die Nachtſeite der menſchlichen Natur, was ich gar nicht liebte. Denn ſchlimme und überraſchende Erfahrungen, die ich bei jemanden, den ich früher geſchätzt hatte, machte, griffen mich an und ſtimmten mich traurig.

Ich war darum drauf und dran, meine Fenſterſtudien aufzugeben, als mir, wenn ich ſo ſagen darf, mitten in dieſer Nacht ein heller Stern aufging. Es war kein wirklicher Stern, wie ihn manchmal die Sternſtarrer am Himmel entdecken, auch nicht etwa, bildlich geredet, ein Stern neuer Hoffnung oder fröhlicher Ausſicht in meiner jetzigen mißlichen Lage, ſondern ein menſchlicher Stern.

Eigentlich waren es zwei Sterne, zu denen ich aufſchaute und zwar zwei Augenſterne, ſo himmlisch ſanft und milde, daß es mich noch immer durchſchauert, wenn ich an dieſen erſten Blick denke.

Die zwei Augen aber ſchauten aus dem ſchönſten und frömmſten Mädchenangeſicht, das ich jemals geſehen habe. Und dieſes Mädchenangeſicht neigte ſich aus einem Fenſter des zweiten Stocks im Heinemann'schen Hauſe, und gehörte Herrn Heinemanns Tochter „Therese.“

Da erſchrickt wohl ſchon der Leſer und denkt, wenn

sich nur der arme Doktor nicht in Heinemanns, seines schlimmsten Feindes, Tochter verliebt, das könnte ein schönes Unglück geben und fehlte ihm gerade noch. Aber der Leser kommt mit seiner Warnung zu spät. Es war geschehen, ehe ich nur recht mir bewußt wurde, daß sie Heinemanns Tochter war. Und für ein Unglück habe ich es nie halten können. Im Gegenteil verlebte ich in der schattigen, dumpfen Stube, wo ich vergebens auf Patienten wartete, einen Sommer so glücklich, daß er fürwahr nicht glücklicher hätte sein können, wenn ich frei im Sonnenschein durch Berg und Wald hätte schweifen dürfen. Ihr liebes Gesicht von Zeit zu Zeit zu sehen war mir für alles Ersatz.

Natürlich kehrte ich jetzt erst recht zu meinen Fensterstudien zurück und zwar mit solchem Eifer, daß ich darüber meine Bücherstudien ganz vergaß. Auch war mir der alte Brummhardt und das Kartenlieschen völlig gleichgültig geworden. Ich sah nur immer aus der Tiefe meines Parterrezimmers hinauf nach dem offenen Fenster im Heinemann'schen Hause, wo das holde Mädchen bald die Blumen am Fenster goß, bald ein Kanarienvögelchen fütterte, dessen Käfig draußen hing, oder meistens ruhig arbeitend sich über ein Nähtischchen beugte, das dort stand. Sie war erst vor kurzem von einem längeren Aufenthalt in der Hauptstadt zurückgekehrt. Deswegen hatte ich sie noch nicht gesehen. Doch jetzt sah ich sie täglich, denn sie ging nur selten aus und beteiligte sich an dem geselligen Treiben des Städtchens fast gar nicht zum großen Leidwesen ihrer Mutter, die eifriges Mitglied aller Thee- und Kaffeekränzchen der Stadthonoratioren war, und jetzt noch in ihrem Alter gern einen Ball oder eine Tanzpartie mitmachte, der ein neuer Hut und ein neues Kleid als ungemein wichtige Dinge erschienen und der

das, was die Leute sagten, höher galt, als fast das Evangelium. Die wirklichen Ausgänge der Tochter bildeten dagegen des Vaters Leidwesen. Denn sie ging am liebsten in die Kirche und besuchte Kranke und Arme. Ihm gefiel überhaupt die tiefe Frömmigkeit und das sinnige ernste Wesen seines einzigen Kindes nicht. Dasselbe hatte nach ihm arten sollen. Er nannte sie deswegen eine Frömmlerin und Pietistin und meinte: „Du und der Doktor da drüben passet am besten zusammen.“

Der gute Mann wußte selbst nicht, wie richtig er redete und wie seine Worte mit meinen heißesten Wünschen übereinstimmten, sonst hätte er sich selbst auf den Mund geschlagen.

Du, Leser, fragst hier wohl ganz richtig: „Aber wie kommt denn das Heinemann'sche Ehepaar zu einer so frommen Tochter?“ Da können wir den Heinemann selbst antworten lassen. Denn derselbe sprach oft genug darüber, wenn er dieselbe Frage gestellt bekam. Er antwortete dann: „Das weiß ich selbst nicht. Von mir hat sie es ganz gewiß nicht. Auch von meiner Frau nicht, denn wenn dieselbe in die Kirche geht, was selten genug vorkommt, so weiß sie niemals, was der Pfarrer gepredigt hat, aber was ihre Nachbarinnen für Kleider angehabt, kann sie aufs Haar sagen. Das Mädchen ist eben aus der Art geschlagen. Wenn sie es irgend woher hat, dann hat sie es von der Schwester meiner Frau, die den reichen Bankier in der Hauptstadt geheiratet hat, in deren Haus sie vom Institut aus verkehren durfte. Meine Schwägerin aber war immer ein wenig verhimmelt, und jetzt haben die Pfaffen sie ganz verrückt gemacht. Nächst ihr mag der Herr Hosprediger in der Hauptstadt, der sie konfirmiert hat, auf sie eingewirkt haben. Man kann eben seine Kinder nicht genug hüten.“

Wenn übrigens auch der Kaufmann Heinemann genug auf seine Tochter räsionierte, hatte er sie doch gern und er wußte gar wohl, was er an derselben besaß. Sie war sein Stolz und sein Herzblatt. Für sie hätte er alle Opfer gebracht. Er suchte sogar nach einem Entschuldigungsgrund für die ihm so verhaßte Frömmigkeit. „Die Weiber müssen frömmere sein, als die Männer,“ sagte er. „Sie haben ihre Stärke im Gemüt, während der Mann allein sich zu dem reinen, abstrakten Gedanken zu erheben vermag.“ Auch gedachte er wohl seine Tochter allmählig in seine Freigeisterei herüber zu führen und ließ deshalb einige seiner hochtrabenden Reden gegen sie los. Allein da kam er böse an.

Er hatte gemeint, seine Tochter würde ihm entgegenen, und in dem entstehenden Disput würde er sie durch die Gewalt seiner Lunge und seiner Phrase niederschmettern. Aber er preßte dem armen Kinde mit seiner gottlosen Rede nur Thränen aus. „Schweige doch, Vater,“ sagte sie, „Du thust mir unendlich wehe. Meinen Glauben kannst Du mir doch nicht nehmen, eher das Leben.“

Die Mutter war nicht zugegen gewesen, aber das Geschrei ihres Mannes und die Thränen ihrer Tochter riefen sie herbei. Sie kam wie eine gereizte Löwin, deren Junges man angreifen will. Ihr Kind war ihr alles. Für gewöhnlich war sie eine ruhige, friedliebende Frau, aber wenn sie ihre Stimme erhob, zog sich ihr Mann bescheiden zurück. Und obwohl derselbe ein großer Redner war, vor den Reden seiner Frau hatte er gewaltigen Respekt.

„Hast Du einmal eine Deiner albernen Reden gehalten?“ fragte sie mit großer Verachtung in ihrer Stimme. „Ich dünkte, damit könntest Du uns verschonen. Du weißt recht wohl, daß es nur angelerntes, dummes Geschwätz ist,

das keinen Heller Wert hat und auf das Du im Geschäft auch keinen Heller Wert legst. So viel Vernunft hast Du. Nun muß ich mir aber ein für allemal verbitten, daß Du unser braves, gutes Kind mit diesen einfältigen Redensarten kränkst, die Du selbst nicht verstehst. Wenn Du absolut Reden halten mußt, so halte sie abends im Reichsapfel am runden Tisch, oder im Gemeinderat, oder in der Wahlversammlung. Dort sind sie gerade gut genug."

Herr Heinemann war vollständig geschlagen. Die Thränen seiner Tochter und die Worte seiner Frau hatten ihn fertig gemacht. Er wußte faktisch nichts zu erwidern und lief mit hochrotem Kopfe an die Ladenthüre. Dort mußte er verschiedene Mal die Straße auf- und niedersehen, um sein verlorenes Selbstbewußtsein wiederzufinden.

III.

Ich hatte noch kein Wort mit dem schon von mir geliebten Mädchen gesprochen, obwohl es mein sehnlichster Wunsch und mein heißestes Gebet war, mir ihre Liebe zu erwerben. Ich sah zu ihr auf, wie zu einem lichten, unerreichbaren Stern aus dunkeler Tiefe. Demütig dachte ich an Entfagung und konnte nicht glauben, daß Gott mich würdigte, ein so hohes Glück zu erreichen. Der Sommer war schon fast vergangen, siehe, da traf ich zum erstenmal an dem Krankenbette eines Armen mit ihr zusammen. Die Armenpraxis hatte ich noch. Dieselbe ließ mir mein älterer Herr Kollege bereitwillig. Und die Armen kamen gern, weil sie von mir mit Sorgsamkeit behandelt wurden. Auch hatten sie keine solche Angst vor den Bibelsprüchen, wie die Reichen.

Unser Zusammentreffen war nur kurz. Eine seltsame Befangenheit beherrschte uns. Doch erfuhr ich vieles. Ich sah, daß mich ihr frommes, liebes Gesicht nicht getäuscht hatte, daß sie noch viel frommer, edler und besser war, als ich nur geahnt und geträumt hatte. Wie die Blumen vorzüglich Kinder des Lichts sind, so erschien sie auch als ein Kind des Lichtes, fast unberührt von dem Schmutz der Erde, und überall, wo sie sich nahete, Licht und Liebe von sich ausstrahlend. Wäre meine Liebe einer Steigerung noch fähig gewesen, so würde ich sie noch mehr geliebt haben, zumal ich merkte, daß auch ich ihr nicht fremd geblieben war. Ihr war zu viel von dem „frommen Doktor“ gesagt worden, als daß ich unbeachtet von ihr hätte bleiben können.

Dem ersten Zusammentreffen folgten mehrere, und ehe der Herbst zu Ende ging, sagten unsere Hände und unsere Augen, wenn es auch die Lippen nicht bestätigt hatten, daß wir uns angehören wollten für Zeit und Ewigkeit.

Um dieselbe Zeit konnte man einen schlanken jungen Mann über die Straße schreiten sehen nach dem Heinemann'schen Hause zu, der hatte seinen besten und einzigen Frack an und seinen besten Cylinderhut auf dem Kopfe und seine besten Glacehandschuhe an den Händen, und sein Gesicht war bleich und seine Miene ernst und feierlich, als hätte er etwas besonders Wichtiges und Schweres. Und es war dem jungen Manne wahrlich schwer genug zu Mute. Ich muß es wohl wissen, denn ich war es selbst. Ich wollte den Kaufmann Heinemann bitten, mir seine Tochter zur Frau zu geben.

Es ist schon mancher schwere Gang im Leben gethan worden. Ich hatte bis dahin noch keinen

schwereren gethan und hatte kaum je inniger und herzlicher gebetet.

Wie merkte man den jungen Damen, die zum ersten Mal zum Kartenspielen gingen, ihre Verzagtheit und Mengstlichkeit an, allein ich kann wohl sagen, mein Herz war verzagter. Und wenn so ein junger Taugenichts von dem alten Brummhardt zurückkam, sah er gewiß bestürzt aus, aber ich sah wohl bestürzter aus, da ich nach einer Weile aus dem Heinemann'schen Hause herauskam. Denn ich trug den Tod im Herzen.

Der Kaufmann Heinemann sah es schon als die größte Unverschämtheit an, daß ich sein Haus betrat. Darüber, daß ich um seine Tochter warb, wurde er völlig fassungslos. „Hinaus, hinaus!“ schrie er so laut, daß seine Stimme überschnappte. „Niemals, niemals bekommt er sie. Ich will lieber von der ganzen Welt als Schuft und Spitzbube angesehen werden, als daß ich einem solchen frommen Manne meine Tochter gebe.“

„Lästern Sie nicht!“ wagte ich zu sagen. „Sie möchten es bereuen.“ „Ich werde nichts bereuen,“ schrie der Kaufmann, „als daß ich Sie so lange im Hause geduldet habe. Wenn noch ein Funke Ehre in Ihnen ist, gehen Sie jetzt hinaus und belästigen Sie ferner mich und meine Tochter nicht weiter. Freilich, wenn Sie Ehre hätten, wären Sie schon längst aus der Stadt gegangen, die Sie nicht haben will. Adieu auf Nimmerwiedersehen!“

Es war eine höchst traurige Geschichte. Ein deutscher Dichter sagt darüber:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

Mein Herz ist nicht gebrochen, aber krank bin ich geworden, ernstlich krank.

Die Demütigungen, die über mich hereinbrachen, waren fast zu groß für meine Kraft. Ich war damals noch sehr jung.

O mit welchem Eifer hatte ich mich meinem Beruf gewidmet. Ich liebte denselben mit Begeisterung. Auch hatte ich schon schöne Erfolge erzielt, und meine Praxis hatte sich über Erwarten erweitert. Siehe, da wurde durch den sinnlosen Haß Heinemanns und durch die Thorheit der Leute meine Wirksamkeit brach gelegt, und ich saß, mit meinem raschen Temperament und meinem Thätigkeitstrieb und meinem warm für das Wohl der Menschheit schlagenden Herzen, an Händen und Füßen gebunden, ein Verbannter und Ausgestoßener, in meinem einsamen Stübchen. Das war hart, aber härter war es, daß diese rauhe rohe Hand über mein in Liebe zitterndes Herz hinfuhr, daß es aufzuckte in wildem Schmerz und Wehe, wenn es auch nicht gebrochen ist.

Ich habe schwere Kampfesstunden durchmachen müssen. Mein nüchternen Verstand sagte mir: „Bist du denn nicht selbst schuld an allem gewesen? Wer hat dich denn genötigt, in deinem Stübchen sitzen zu bleiben? Warum hast du nicht, da dich das Städtchen als Doktor nicht wollte, den Staub von deinen Füßen geschüttelt und bist in ein anderes Städtchen gezogen? Stand nicht dir und deiner Geschicklichkeit als Arzt die ganze Welt offen? Und weiter, warum hast du dich in die Tochter deines grimmigsten Widersachers verliebt, das konnte dir doch ein kleines Kind sagen, daß derselbe dir seine Tochter nicht zur Frau geben würde?“

Ich konnte ja manches hiergegen sagen: „Sollte

ich denn meine Stellung als Doktor ohne Kampf aufgeben? Flieht der Soldat in der Schlacht, wenn er einen Stärkeren nahen sieht? Läßt der Arbeiter seine Arbeit im Stich, wann irgend eine Schwierigkeit sich zeigt? War meine Sache so hoffnungslos? War es nicht eine heilige Sache, um die es sich handelte? War ich nicht völlig grundlos angegriffen? Galt es nicht meine, galt es nicht Gottes Ehre? Mußte ich nicht ausharren?

Was meine Liebe dagegen anlangte, so glaubte ich nicht, daß ich meinem Herzen gebieten konnte, als sie so plötzlich über mich kam. Kann man denn der Sonne sagen: „Du sollst nicht scheinen,“ oder der Quelle, „du sollst nicht fließen?“ Aber ich hätte die Liebe bekämpfen, unterdrücken oder fliehen können, ehe sie zur Leidenschaft wurde. Das war allerdings ein Fehler. Aber damals dachte ich nicht an Heinemann, sondern nur, wie ich mir die Liebe des holden Mädchens erringen könne. Wer will mir das übel nehmen? Nimmt man es dem Seefahrer, der fremde Länder aufsucht, übel, daß er an die türkische See nicht denkt? Nimmt man es dem Bergmann, der nach Gold und Silber gräbt, übel, wenn er die bösen Wetter und die Gefahren der Tiefe nicht achtet? Galt es nicht auch hier ein köstliches Gut zu gewinnen, köstlicher als die Schätze Indiens, reicher als das Gold, das den Bergmann lockt? Doch was half mir das Grübeln hin und her, das Sprechen für und wider? Was hatte ich, wenn mein nüchterner Verstand siegte oder mein stolzes Selbstbewußtsein? Ich fühlte durch alles hindurch, daß ich grenzenlos unglücklich war.

Ich sollte noch unglücklicher werden.

IV.

Bisher hatte ich nur an mich gedacht. Es war das kein besonderes Zeichen der Frömmigkeit des frommen Doktors. Daß Therese um meinetwillen ebenfalls leiden könne, war mir nicht eingefallen. Es soll diese Thorheit bei Männern öfters vorkommen. Da saß ich noch immer krank und schwach zum ersten Mal wieder am Fenster und schaute zu dem Fenster auf, von dem mir so viel Glück gekommen war. Dasselbe war jetzt fest geschlossen. Ich dachte, es würde nie mehr für mich geöffnet werden. Und doch wurde es geöffnet. Ein Gesicht so bleich und abgezehrt, wie das meine, schaute heraus.

„Großer Gott!“ rief ich, „war das wirklich Therese?“ Ach, sie litt auch. Sie litt um meinetwillen. Jetzt freilich sah ich, daß ich nicht bloß einen Fehler gemacht, als ich meine Leidenschaft nicht unterdrückt hatte, sondern daß ich Sünde gethan hatte, schwere Sünde an diesem edlen herrlichen Geschöpfe. Ich war leichtsinnig, ich war gewissenlos gewesen, da ich wissen konnte, in welche Zermürfnisse ich sie bringen würde. Um selbst glücklich zu werden, hatte ich sie unglücklich gemacht. Warum war ich nicht zur Zeit geflohen? O wie verflogen meine stolzen Worte wie Spreu im Winde! Mußte ich nicht jetzt so bald wie möglich mich entfernen, damit sie sich wieder fand und sich wieder erholte?

Ich hatte bis zu dieser Stunde nur immer allein gelitten. Von jetzt an wußte ich, was es heißt, zu leiden, weil die leiden, die man liebt. O wie verschwindet da das eigene Leid! Ich wäre zu unaussprechlichen Opfern fähig gewesen.

Aber während mir das bleiche Bild der Tochter die Seele zermühlte, stand der alte Heinemann so selbstbewußt und selbstgefällig wie je an seiner Thüre. Seine Miene sagte: „Bin ich nicht ein Held, da ich für meine Ueberzeugung meine Tochter opfere? Ha, sie sollen alle kommen diese armseligen, frommen Schleicher, wie der Doktor drüben, ich will sie vernichten, wie ihn.“

Eine furchtbare Wut, ein fast tödtlicher Haß ergriff mich gegen diesen Mann. Wer gab ihm das Recht, meine ganze Existenz zu untergraben, mein Glück auf immer zu zerstören und mich mit Schmach und Hohn zu bedecken? Konnte, durfte ich mir das alles gefallen lassen? Aber wenn ich schwieg und duldete, warum griff Gott nicht ein? Warum ließ er die Gottlosigkeit und den Unglauben sich üppig entfalten und gab die Seinen, die seine Sache führten, völlig der Willkür ihrer Feinde preis?

Ich grollte Gott.

In dieser schwächsten und schmachvollsten Stunde meines Lebens, wo Leid und Leidenschaft mein Herz umnachtete, trat der Versucher zu mir und flüsterte mir in das Ohr. „Warum wirst du nicht einer der ihrigen? Warum willst du eine Ausnahme bilden von allen deinen Kollegen? Darunter sind doch genug solche gescheite Leute und sind doch auf diesen freien Standpunkt gekommen. Suche die Freundschaft des Mannes da drüben. Geh nach! Gehe mit ihm in den Reichsapfel an den runden Tisch! Stimme in seine Ansichten ein! Dann brauchst du nicht fortzugehen von hier. Er selbst wird dir wieder eine Stellung schaffen und wird dir mit Freuden seine Tochter zum Weibe geben und sich noch etwas drauf einbilden, daß er einen so geschickten Arzt zum Schwiegersohne hat.“

Diese verführerischen Gedanken bekamen eine ungeheure Gewalt über mich. Mein ganzes Wesen war in der höchsten Aufregung. Meine Pulse schlugen, mein Kopf glühete. Ich war nahe daran, zu unterliegen. Ich rief wie toll vor Entzücken: „Therese mein, mein!“

Doch war ich noch nicht unterlegen. Die heißen Gebete meiner Mutter fielen mir ein, die Mahnungen meines Vaters und im tiefsten Herzensgrunde sprach eine Stimme, die mir wie Donner ans Ohr schlug: „Willst du Gott verlassen?“

„Weiche von mir Satanas!“ rief ich in der höchsten Gewissensangst und sagte laut vor mich hin: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Dann rief ich wieder: „Herr Jesu, Dein bin ich, Dein bleib ich, Dein leb ich, Dein sterb ich“ und sank auf die Kniee und betete heiß und betete lang. Und nun ward es stille in meiner Seele und kam Frieden in meine Brust. Ich weinte schmerzliche Reue-
thränen und ward so demütig und so klein und gab in ergebungsvollem Vertrauen alles Gott, meinem Vater, in die Hände, daß er es führe und lenke nach seinem Willen. Noch einen Brief wollte ich an Therese schreiben, worin ich sie um Verzeihung bat und zur Ergebung aufforderte, dann wollte ich fortgehen für immer.

Ich konnte den Abend noch einen Brief schreiben an einen medizinischen Professor auf der Universität, der mich hochschätzte, und ihn bitten, er solle mir zu einer anderen Stellung behilflich sein. Allerdings kam mir über dem Schreiben so recht wieder ein Gefühl meiner verlassenenen Lage. Meine Eltern waren längst gestorben. Ich hatte niemand, der mich liebte. Und wo ich geliebt

wurde, mußte ich fliehen. Aber ich hatte Gott meinen Vater im Himmel. Ein freudiges Gefühl durchbebte mich, daß ich ihn wieder gefunden, nachdem ich ihn fast verloren hatte. An ihn wollte ich mich halten. Mit ihm konnte ich alles ertragen.

V.

Es war ungefähr vierzehn Tage später, am 15. November. Ich erinnere mich noch ganz genau. Wir hatten den ersten Schnee. Der Postbote, welcher mir das Antwortschreiben des Professors brachte, war ganz mit Schnee bedeckt. Der Professor schrieb außerordentlich freundlich und sagte, er habe eine Stelle an dem Spital in der Hauptstadt zu vergeben. Zu derselben würde er mir raten. Dort könnte ich den Kranken so viel Trost sprechen, als ich wollte. Niemand würde mich hindern. Ich war sehr erfreut und Gott dankbar für die leichte und schnelle Art, in welcher ich eine sehr angenehme Stelle bekommen sollte.

Nun hielt mich nichts mehr in dem Städtchen. Der Brief an Therese war geschrieben und nicht beantwortet worden. Ich packte das Notwendigste, was ich mitnehmen wollte. Alles andere sollte mir nachgeschickt werden. Ich wollte dem Professor persönlich meine Antwort bringen und mich dann sofort an meinen neuen Posten begeben. Ich sehnte mich ungemein nach Thätigkeit, um dadurch mir Vergessenheit zu erringen für das, was ich gar nicht vergessen konnte.

Ich hatte vielleicht zwei oder drei Stunden geschlafen, da wurde ich durch einen grellen Feuerschein, der durch mein Kammerfenster hereindrang, geweckt. Zugleich hörte ich Hülferuf und einen wüsten Lärm auf der Gasse. Er-

schreckt fuhr ich in meine Kleider. Es brannte, schien es, in meiner nächsten Nähe. Ich blieb übrigens nicht lange im Unklaren darüber. Denn als ich auf war, sah ich, daß Flammen aus dem Magazin des Herrn Heinemann drüben hervorschlugen, und daß diese Flammen wie mit magischer Gewalt gezogen nach dem gebrechlichen Hause des alten Wucherers hinüberzüngelten.

Mein erster Gedanke war: Therese. Mit diesem Gedanken war ich aber auch schon auf der Straße. Zu meiner Beruhigung fand ich das geliebte Mädchen schon außer dem Hause. Sie war im Begriff, mit ihrer Mutter in ein befreundetes Haus zu flüchten, während Herr Heinemann in höchster Aufregung und Thätigkeit nach allen Richtungen seine Befehle erteilte.

Therese erröthete, als sie mich sah. Ihr Fuß zögerte weiter zu gehen. Auch die Mutter blieb noch gern. Sie wollte sehen, welche Fortschritte das Feuer machte. Ich wäre gern zu ihnen geeilt. Auch Theresens Herz schlug mir entgegen, aber wir durften uns ja nichts mehr sein, wir waren für immer getrennt.

Ich stellte mich unter den Befehl Heinemanns, ohne daß er es merkte und half nach Kräften. Doch das Feuer griff nicht weiter um sich. Dank der guten Löschmannschaft des Städtchens und dank der feuchten und windlosen Witterung.

In dem Magazine Heinemanns wurde man sogar in kurzer Zeit schon Herr des Feuers. Wohnhaus und Laden blieben völlig unversehrt. Nur in dem hölzernen Hause des Wucherers brach immer wieder von neuem Feuer aus, so oft es auch unterdrückt wurde.

Er selbst, der alte Brummhardt, war zuerst auf der Straße gesehen worden. Dann hatten einige bemerkt, wie er wieder in das Haus hineingeeilt war, als hätte er

etwas vergessen. Jetzt wurde er vermißt, während das Haus dem Einsturz drohete.

„Er wird nach einem Geldsack suchen, den er vergessen hat,“ scherzte man in meiner Umgebung. Andere meinten: „Wenn er dabei umkommt, geschieht es ihm recht, dem alten Geizhals. Es ist nicht viel an ihm verloren. Er hat es hundertmal verdient.“

Ich konnte die rohen Redensarten nicht mehr mit anhören und begab mich durch die noch freie Thür in das brennende Haus, um nach dem alten Mann zu sehen. Vielleicht war ihm irgend etwas zugestoßen und er lag nun hilflos da, um ein Raub der Flammen zu werden.

Bei meinem Eintritte in das Haus hörte ich einen schwachen Schrei einer Frauenstimme, den ich nicht weiter beachtete. Später vernahm ich, daß Therese diesen Schrei ausgestoßen und aus Angst über die Gefahr, in welcher ich schwebte, ohnmächtig geworden sei. Sie wurde von ihrer Mutter in ihre Wohnung gebracht, die ja nicht mehr vom Feuer bedroht erschien.

Meine Vermutung in Betreff des Wucherers erwies sich indessen als falsch. Derselbe kam mir gesund und wohllauf entgegen, als ich in sein Haus zu dringen suchte. Uebrigens erschrak er heftig bei meinem Anblick und suchte eifrig einen Krug zu verbergen, den er in der Hand trug. Er ging augenscheinlich auf verbrecherischen Wegen. Es roch böß nach Petroleum. Der alte Spitzbube hätte wohl sagen können, warum das Feuer immer wieder zum Ausbruch kam, wenn es auch bereits gelöscht war.

In seinem Eifer, den Petroleumkrug recht weit von sich zu schleudern, strauchelte der alte Sünder und that einen bösen Fall. Wahrscheinlich in Folge der durch

den Fall bewirkten Erschütterung sprühete ein Funkenregen, von einem brennenden Balken auf den Unglücklichen nieder und im Nu standen seine von Petroleum getränkten Kleider in Flammen.

Ich warf meinen Ueberrock über den Unglücklichen und rettete ihn auf diese Weise vor dem Verbrennen, konnte ihn jedoch vor bedeutenden Brandwunden nicht schützen.

Mit Mühe schaffte ich den halb Ohnmächtigen aus dem Hause, das schon zu wanken begann und das einige Minuten, nachdem wir im Freien waren, zusammenstürzte.

Meine That wurde durch die schreckliche Gefahr, der ich mit knapper Not entgangen war, eine Art Heldenthat. Das Volk rings betrachtete mich mit ehrerbietigem, bewunderndem Schweigen. Sie fühlten wohl im Stillen, daß sie mir unrecht gethan hatten.

Als ich nun aber befahl, daß der alte Wucherer, der nirgends eine Unterkunft finden konnte, in meine Wohnung gebracht werden solle, damit ich ihn besser pflegen könne, brach einer das Schweigen und rief: „Allen Respekt vor dem Herrn Doktor Möhring! Er ist ein braver Mann. Er spricht nicht blos fromm, er thut auch fromm. Es sollte mir leid thun, wenn wir ihn verlieren würden.“

„Bravo, bravo!“ hieß es an allen Ecken und Enden. Ich wurde wie im Triumphe nach meiner Wohnung gebracht. Es schien ein entschiedener Umschlag in der allgemeinen Stimmung gegen mich im Werke zu sein.

Ich hatte den übrigen Teil der Nacht zu thun, um meinen kranken Gast zu pflegen. Er lag im stärksten Wundfieber. Außer den Brandwunden schien auch eine innerliche Verletzung stattgefunden zu haben. Völlig

erschöpft war ich gegen Morgen eingeschlafen und schlief bis in den Tag hinein.

VI.

Als ich erwachte, kam, trotzdem daß es schon spät genug war, niemand auf mein verschiedenes Schellen und Klaffen, um mir mein Frühstück zu bringen. Das Haus schien wie ausgestorben zu sein. Endlich erschien eine alte Magd, die gewöhnlich meine Bedienung besorgte, ganz atemlos und sagte gleichsam zu ihrer Entschuldigung: „Sie bringen sie eben.“

„Wen bringen sie denn?“ fragte ich.

„Ei nun, das Kartenlieschen. Sie hat ja doch den Brand bis auf den Tag prophezeit. Alle Welt wunderte sich darüber. Aber nun sagen die Agenten, die dem Herrn Heinemann und dem Brummhardt große Summen bezahlen müssen und auch die Herren vom Gericht, man könne nicht prophezeien. Der Prophezeiung müsse nachgeholfen worden sein und das Kartenlieschen müßte mehr davon wissen. Warum soll aber eine Prophezeiung nicht eintreffen? Was sagen Sie dazu, Herr Doktor? Sie sind ja auch ein gescheiter Mann. Ich sage, daß man keiner Prophezeiung mehr glauben will, kommt daher, weil kein Glaube mehr in der Welt ist. Habe ich recht oder unrecht, Herr Doktor?“

„Unrecht,“ sagte ich zu ihrem größten Erstaunen. „Die Agenten und die Richter haben recht. Die Menschen wissen die Zukunft nicht, die hat Gott weislich verhüllet. Wenn aber Menschen vorgeben, sie könnten uns weis-sagen, so ist es nichts wie Betrug, Schelmerei und Gotteslästerung. An diese Wahrsagereien aus den Karten, aus der Hand, oder gar aus dem Kaffeesatz zu glauben,

ist nicht Glauben, sondern Aberglauben. Und nur Leute, die keinen Gott mehr haben, zu dem sie sich wenden im Gebet, laufen zu den Kartenschlägerinnen. Da König Saul gottlos geworden war, ging er zu der Hexe von Endor."

Die alte Katharine, so hieß die Magd, machte über meine Worte ein außerordentlich verblüfftes Gesicht. Denn sie glaubte, ein frommer Doktor müßte auch an die Karten glauben. Doch ihre Widerrede wurde durch ihre Neugierde verhindert; denn in dem Augenblicke, als sie den Mund aufthat, sah man durch meine Fenster das Kartenlieschen vorüberbringen.

Das Kartenlieschen war eine kleine vierschrötige Person mit schielenden, schwarzen Augen, einem gemeinen Gesicht und einem sehr geläufigen Mundwerk. Sie ließ sich auch so sehr gutwillig nicht von den Gerichtsdienern fortführen. Ihre gellende, keifende Stimme brachte die ganze Nachbarschaft auf die Beine. Sie rief Gott und Welt als Zeugen ihrer Unschuld an und der schreienden Ungerechtigkeit, die an ihr geübt würde.

Da der Zug an dem Laden des Herrn Heinemann vorbeiging, trat derselbe zu seinem besonderen Unglück an die Thüre, um zu sehen, was es gäbe. Er war mit Ordnen beschäftigt gewesen, da durch den Brand eine schreckliche Verwüstung in seinem Laden entstanden war. Kaum hatte aber das Weibsbild den Kaufmann erblickt, als es den Gerichtsdienern zuschrie: „Den da greifet, mich aber laffet gehen. Wenn irgend jemand dem Brande nachgeholfen hat, so that es das „Großmaul“ dort. Was geht mich der Brand an? Ich habe dem Heinemann, als er abends zu mir geschlichen kam und wollte die Karten von mir gelegt haben, gesagt, er solle sich vor dem 15. November in acht nehmen, in den

Karten stände ein Brand. Und so war es auch. Ich sage nichts, als was in den Karten steht. Er hat es weiter unter die Leute gebracht. Ich habe niemand es verraten. Er hat drauf seine Waaren höher versichert. Er hat Vorteil von dem Brande gehabt. Ich nicht. Ihn soll man deswegen in Untersuchung nehmen — mich nicht. Er hat auch ein böses Gewissen. Sonst wäre er nicht heute Morgen bei mir gewesen und hätte mir Geld geboten, wenn ich schweige. Aber ich habe kein Geld genommen. Ich schweige auch nicht. Ich will nicht den Sündenbock machen, damit man den großen Herrn kamm laufen lassen.“

Die Gerichtsdiener hatten versucht, das keifende Weib fortzuschleppen oder sie zu unterbrechen. Aber vergebens. Sie mußte erst ihre Rede zu Ende halten.

Auf mich wirkten die unvermuteten Anklagen und Enthüllungen der frechen Hexe wie ein betäubender Schlag, den ich auf den Kopf erhielt. Ihr boshaftes Geschwätz enthielt vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit, aber was sollte aus der Familie, was aus Theresese werden, wenn nur das Geringste sich bestätigte?

Dem Manne da drüben freilich mußten die Verdächtigungen Kartenlieschens an's Leben gehen. Jedes ihrer Worte war für ihn ein Revolverschuß aus nächster Nähe gefeuert. Was hatte schon der vertraute Verkehr mit der Kartenschlägerin etwas Erniedrigendes, Beschämendes für den stolzen Mann; dann sein Glaube an die Voraussetzungen des gemeinen Weibes, so daß er daraufhin seine Waaren höher versicherte und zuletzt sein mißglückter Bestechungsversuch! Er mußte Höllepein ausstehen und ein Gefühl haben, als wäre ihm wohl, wenn er in die Erde sinken könne, um den Blicken und dem Gelächter der Nachbarschaft und des Gassenpöbels zu entgehen.

Aber nun kam noch die allerdings versteckte Beschuldigung des Brandstiftens dazu, die den Mann geradezu zum Verbrecher stempelte.

Herr Heinemann zeigte so viel Fassung, daß er trotz des plötzlichen und schmählischen Angriffs auf seine Ehre und Rechtschaffenheit seine Aufregung vor der Menge nicht allzu sichtbar werden ließ, Ich sah freilich, wie er abwechselnd errötete und erbleichte, und wie seine Kniee zitterten, aber er hielt tapfer aus, bis das Weibsbild abgeführt war und sich der Böbel etwas verlaufen hatte. Dann wurde das Zittern seines Körpers heftiger. Er mußte sich an dem Thürpfosten halten, um nicht umzusinken. Von dort schlich er, sich tastend und haltend wie ein Totfranker, in das Dunkel des Ladens zurück.

Wir fielen in diesem Augenblick die stolzen Worte ein, die er mir zugerufen hatte, als er mich aus seinem Hause wies: „Ich will lieber von der ganzen Welt als Schuft und Spitzbube angesehen werden, als daß ich einem solchen frommen Mann meine Tochter gebe.“

Es durchbebte mich bei dieser plötzlichen Erinnerung ein Schauer vom Wirbel bis zur Zehe.

„Gottes Gericht!“ Ich fühlte Gottes Nähe fast leibhaftig. Den Tag über hörte ich nichts Neues, als daß das Kartenlieschen wieder seiner Haft entlassen sei, eine Nachricht, die mich allerdings mit banger Besorgnis für Heinemann's erfüllte. Dort drüben aber ging alles seinen regelrechten Gang. Arbeiter räumten den Brandschutt auf und im Laden wurde nach wie vor verkauft.

Erst gegen Abend wurde ich Zeuge einer kleinen häuslichen Scene, die bewies, daß nicht alles so war wie sonst. Es war die gewöhnliche Ausgehstunde für Heinemann. Er erschien auch wie gewöhnlich in seinem

Ausgehroch, Hut und Stock, allein er konnte nicht von dem Hause wegkommen. Plötzlich hörte ich die Stimme der Frau Heinemann von dem Laden her sagen: „So gehe doch! Ich habe Dich sonst nie aufgefordert in den Reichsapfel zu gehen. Aber heute möchte ich es haben. Du mußt durch deine Erklärungen den dummen Verdächtigungen die Spitze abbrechen.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte Herr Heinemann dumpf. „Ich schäme mich viel zu viel, den übrigen Herren zu sagen, daß ich bei dem Kartenlieschen gewesen bin.“

„Du hättest Dich vorher schämen sollen,“ bemerkte Frau Heinemann. „Du hast ja immer den starken Geist gespielt, der alle Religion und alles Christentum verlachte und der sich über Kirchengen, Beten und Bibellesen lustig machte, warum läufst Du denn zu der gemeinen Hexe, zu der nur alte Weiber und Dienstmädchen gehen, und glaubst ihren schmutzigen Karten, während du doch dem Gotteswort nicht glauben willst. Der fromme Doktor drüben wird schon recht haben, da er zu der alten Katharina sagte: Die Ungläubigsten sind die Abergläubigsten, und als der König Saul von Gott abfiel, ging er zur Hexe von Endor.“

„So schreie doch nicht so,“ meinte Herr Heinemann, „der Doktor hört Dich am Ende. Es war mir am allernangenehmsten von der ganzen Geschichte am Morgen, daß der Doktor alles gehört hat.“

„Ja, vor ihm hast Du Dich auch am meisten zu schämen,“ erwiderte die Frau. „Ihn hast Du unglücklich gemacht. Unser frommes, gutes Kind hast Du unglücklich gemacht und in deiner Bedrängnis läufst Du zum Kartenlieschen.“

Diesen Abend ging Herr Heinemann nicht in den Reichsapfel und noch viele folgende Abende nicht.

Uebrigens schien sich drüben eine Wendung zum Besseren anzubahnen. Hatte nicht die stolze Sicherheit des Kaufmanns einen gewaltigen Stoß erlitten? Und zeigte sich nicht in den Reden der sonst so verweltlichten Frau ein gewisser Einfluß ihres frommen Kindes?

Sollte vielleicht doch noch möglich werden, was ich kaum mehr zu hoffen wagte? Der Gedanke an diese Möglichkeit schon machte mein Herz vor Freude zittern.

Ich hatte diesen Tag und auch die folgenden viel Last mit dem alten Wucherer. Derselbe litt nicht blos an den Brandwunden, sondern zeigte auch Spuren einer schon ziemlich weit fortgeschrittenen Brustwassersucht. Auch hatte sich durch den Fall ein alter Leibes Schaden nicht unbedenklich vergrößert. Ich mußte daran zweifeln, daß der Mann sich jemals wieder von seinem Lager erheben würde. Mir wurde er in meinem engen Logis höchst unbequem, da ich beschloffen hatte, noch länger zu bleiben. Aber wohin mit ihm? Von seinen Verwandten kümmerte sich niemand um ihn. Seine Kinder hatten sich im Unfrieden von ihm getrennt. Niemand sonst nahm ihn wegen seines schmutzigen Geizes. Er hätte transportiert werden können. Das Wundfieber hatte ihn verlassen. Aber er wollte auch nicht fort. Er hielt es für ein Schutzmittel gegen das Sterben, wenn ein Arzt stets um ihn sei. Vor dem Sterben hatte er jedoch eine wahrhaft verzweifelte Angst.

„Sie müssen an das Sterben denken,“ sagte ich zu ihm. „Ich glaube nicht, daß Ihnen ein Doktor der Welt das Leben noch lange erhalten wird.“

„Ich kann und will nicht sterben,“ rief er voll wilder Energie. Wie ein Rasender klammerte er sich an das Diesseits fest.

„Das wird Ihnen nicht viel helfen,“ erwiderte ich. „Wenn das Stündlein gekommen ist, wird der Leib seinem irdischen Loos verfallen und die Seele wird zu Gott gehen.“

„Herr Doktor, Sie sind ein gescheiter Mann. Retten Sie mich! Ich gebe Ihnen die Hälfte meines Geldes,“ flehte der alte Sünder, den die innere Angst so quälte, daß er sich selbst von seinem höchsten Schätze trennen wollte.

„Ich kann Ihr Geld nicht brauchen,“ sagte ich kalt abweisend. „Geben Sie dasselbe den Armen. Ihr Leben ist nicht zu retten, retten Sie Ihre Seele. Gott ist gnädig und hat Gnade und Erbarmen für jeden Sünder.“

Er wandte sich grollend von mir ab. Doch that ich alles, was ich zur Erleichterung und Besserung des Kranken thun konnte.

VII.

Es waren nach dem Brande vielleicht zwei Monate vergangen. Die Entwicklung unserer Geschichte hatte während dessen jedoch nur wenig Fortschritte gemacht. Nur was damals als bange Ahnung in der Luft gelegen hatte, war zur Gewißheit geworden. Kaufmann Heinemann war der Brandstiftung angeklagt und sein Fall sollte in einigen Tagen vor den Assisen verhandelt werden. Die Volksstimme hatte ihn verurteilt. Es war ja erwiesen, daß er seine Waaren und Mobilien fast doppelt so hoch wie früher versichert hatte und daß er noch kurze Zeit vor dem Ausbruch des Feuers in dem Waarenmagazin gesehen worden war. Niemand aber glaubte seinen Beteuerungen der Unschuld und seinen Behauptungen, er hätte die Weissagung Kartenlieschens für wahr gehalten.

„So dumm ist der Heinemann nicht,“ sagte man, „der Fortschrittsmann, der Freigeist, der kaum noch an Gott glaubt. Das soll er ändern weiß machen.“ Ich war vielleicht der einzige, der ihn für unschuldig hielt. Ich war nämlich auch noch da. Ich konnte doch Therese in der schrecklichen Not ihres Hauses nicht verlassen. Ich hatte meinem Professor abgeschrieben.

Nützen konnte ich freilich Therese nicht viel. Aber sie wußte doch ein mitfühlendes Herz in der Nähe. Und wenn wir auch nicht zusammen sprachen, wir sahen uns doch hin und wieder aus der Ferne, und ein Blick, den wir gemeinsam zum Himmel warfen, stärkte uns auf lange Tage.

Uebrigens hatte sich auch meine Praxis seit dem Brande merkwürdig erweitert. Ich hatte bereits den alten Doktor entschieden überholt und mein Ansehen wuchs von Tag zu Tag. Nur der Heinemann'sche Einfluß hatte mich niedergehalten. Sobald der Mann nicht mehr im Städtchen das große Wort führte und die Leute mit Gespenstern ängstigte, sondern selbst verachtet und ausgestoßen am Boden lag, kam man mir mit Zutrauen und Freundlichkeit entgegen. Ich durfte meine frommen Sprüchlein sagen, wo ich wollte. Niemand wehrte mir. Im Gegenteil, man wünschte sie oft und ich hatte manchen Segen. Es kam mir dabei oft der Gedanke, daß die falschen liberalen Ideen unserer Zeit gar nicht in der Tiefe unseres Volkslebens so sehr wurzeln, als man glaubt, daß sie vielmehr von den Parteiführern künstlich gepflegt und durch Beeinflussung und Bevormundung erhalten werden, und daß überall genug Sinn für die Wahrheit vorhanden ist, wenn es nur nicht an denen fehlte, die den Mut haben, die Wahrheit zu reden. Allerdings Herr Heinemann schien sich immer mehr gegen alle Stimmen

der Wahrheit zu verhärten. Er ward in seinem Unglücke starrer und gehässiger gegen Glauben und Christentum, als er jemals gewesen war. Die Zureden seiner Frau, die milden Worte seiner geliebten Tochter, deren Leidensgestalt und deren bittende Augen fast noch beredter waren, als ihr Mund, wurden schnöde zurückgewiesen. Und doch schien es mir, als wenn sein Gebahren mehr stolzer Trotz wäre und ein Zusammenfassen der letzten Widerstandskraft, um nicht zu unterliegen. Ich hatte freilich nur das Gefühl, keinen eigentlichen Grund, denn gegen mich benahm er sich abstoßender und verächtlicher als je. Ich war nämlich noch einmal im Hause gewesen. Es geschah einige Wochen nach Weihnachten. Die Aufregung über die Demütigungen, die ihm widerfuhren, hatten den stolzen Mann krank gemacht. Seine Frau und Tochter fürchteten Wahnsinn und Selbstmord, oder durch den heftigen Blutandrang nach dem Kopfe plötzlichen Tod. Besonders war es nachts am schlimmsten, wenn er schlaflos über sein Geschick nachsinnend, im Bette lag. Von Ergebung konnte ja keine Rede bei ihm sein. Dann malte er sich in seiner Einbildungskraft seine Schmach bis zur Unerträglichkeit aus, sprang wie rasend aus dem Bette und tobte wie ein Wahnsinniger. Bei einer solchen bangen Stunde hatte man nach mir, als dem nächsten Arzte, geschickt. Allein kaum erblickte er mich, als seine Aufregung sich legte und er mit eisiger Kälte fragte: „Was wollen Sie hier? Ich habe Sie nicht rufen lassen.“

„Man hat jedoch nach mir geschickt,“ erwiderte ich.

„Dann ist es gegen meinen Willen geschehen. Und es wird nicht mehr geschehen, darauf können Sie sich verlassen. Ich werde Sie nur rufen lassen, wenn ich einmal ein Betbruder werden will, wie Sie.“

Ich sah in die weinend bittenden Augen Theresens

und bezwang mich. Ich werde Ihnen dennoch ein Rezept verschreiben, das Sie nehmen müssen," sagte ich. „Ich halte ein Beruhigungsmittel bei Ihrem jetzigen Zustand für unbedingt notwendig.“ Das Rezept wurde geschrieben und auch genommen.

Von der Zeit an war ich nicht mehr in dem Hause und sah und hörte auch wenig von demselben.

Darüber war über einen Monat hingegangen. Da, zwei Tage vor der Affisenverhandlung, durchlief ein schreckliches Gerücht die Stadt: Heinemann habe einen Selbstmordversuch gemacht, sei aber daran durch seine Tochter, die den ganzen Tag über ihm wachte und für ihn betete, noch rechtzeitig verhindert worden.

„Gott, was ist das Heinemanns ein entsetzliches Haus," sagte eine alte Patientin, die mir das Gerücht zuerst mittheilte. „Ich möchte nicht darin abgemalt sein. Da herrschen alle bösen Geister. Aber was muß das junge Mädchen einen Mut und eine Frömmigkeit besitzen. Der alte Heinemann ist an allem schuld — seine Freigeisterei und sein unbändiger Stolz. Es glaubt kein Mensch, daß er die Affisen überlebt. Entweder wird er wahnsinnig oder er stirbt.“

Die alte brave Frau konnte nicht wissen, wie sie mir mit ihren Bemerkungen die Seele zerriß.

Ach wie gerne wäre ich dem Liebling meines Herzens beiggesprungen. Ich betete Tag und Nacht zu Gott um Rettung für das Heinemann'sche Haus.

VIII.

An demselben Tage wurde ich zu dem alten Wucherer bestellt. Derselbe lebte nämlich wunderbarer Weise noch. Ich hatte ihm ein Zimmer in dem Hause, wo ich wohnte,

gemietet, weil er von ärztlicher Hülfe nicht fern sein wollte. Er gebrauchte aber mich nicht bloß, sondern hatte schon eine ganze Menge Aerzte, wie er meinte, hinter meinem Rücken an sein Bett kommen lassen. Dieselben kosteten viel Geld, aber er liebte über alles sein Leben, da er wußte, daß sein Geld nur Wert hatte, solange er lebte.

Dazwischen ließ er mich dann ab und zu kommen.

Vor ein paar Tagen hatte er für eine schwere Summe Geldes den berühmtesten Arzt der Hauptstadt dagehabt. Allein derselbe mußte ihm wenig Hoffnung gegeben haben, denn er hatte mich währenddessen schon ein paarmal rufen lassen und zeigte sich jedesmal höchst niedergeschlagen und fragte mich: „Haben Sie denn gar keine Hoffnung mehr?“

Als ich diesmal in sein Zimmer trat, sagte er nichts weiter von seinen Zuständen, sondern meinte: „Sie sagten einmal: Gott habe Gnade für jeden Sünder — ist das wahr?“

„Ja,“ erwiderte ich, „wenn er herzlich Buße thut und in Christus seinen Mittler sieht. Aber ich würde an Ihrer Stelle mich an einen Pfarrer wenden.“

„Das will ich auch,“ antwortete der Kranke. „Doch ich möchte zuerst noch meine Seele von einer schweren Last befreien. Sie wollen, wie ich höre, drüben den Heinemann der Brandstiftung bezichtigen. Er ist unschuldig, ich habe das Feuer angezündet. Als ich die dumme Weissagung des Kartenlieschens hörte, dachte ich, ich könnte mir dieselbe zunutze machen, um meine alte Baracke von Haus, das gut versichert war, niederzubrennen.“

Ich weiß nicht mehr genau, welche Gefühle meine Seele bei diesem Geständnis durchtobten. Nur das weiß

ich, daß die Freude für Heinemanns alles überwog. Aber ich empfand auch ein gewisses Grauen vor dem alten, zähen Spitzbuben, der ganz ruhig eine ganze Familie geopfert hätte, wenn er gewußt hätte, daß er am Leben bliebe. Aber warum hatte ich nicht schon früher Verdacht gegen ihn geschöpft? Es lag doch so nahe, da ich ihn mit dem Petroleumkrüge in der Hand ertappt hatte.

„Sie müssen Ihr Geständnis auch vor Gericht machen,“ sagte ich dem grauen Sünder.

„Ja, meinetwegen,“ antwortete er. „Aber können Sie wirklich mein Leben nicht retten, Herr Doktor?“

„Denken Sie nicht mehr an Ihr Leben, sondern an den Frieden mit Gott,“ sagte ich kurz und ging.

Während ich unverzüglich das Gericht und den Pfarrer zu dem Kranken rufen ließ, wurde ich selbst hinüber in Heinemanns gerufen. „Der Herr Heinemann selbst ließe mir sagen, ich solle kommen,“ hieß es.

Mit Windeseile flog ich hinüber. Die Familie Heinemann bot einen trostlosen Anblick. Der Mann war das Bild der Verzweiflung. Hektische Röte lag auf seinen hohlen Wangen und fast wahn sinnige Angst leuchtete aus seinen tief liegenden Augen. Die Frauen dagegen waren bleich und abgezehrt und Kummer und Besorgnis schaute aus ihren verstörten Gesichtern.

„Herr,“ rief Herr Heinemann mir entgegen, „Sie sollen mich beten lehren, ich kann nicht beten und muß doch beten.“ Ich hätte weinen mögen über diesen Hilfeschrei eines geängsteten Menschenherzens.

„Ich will Sie beten lehren, Herr Heinemann,“ sagte ich. „Kommen Sie her — knien Sie hin und falten Sie die Hände und danken Sie Gott, der ein Wunder der Gnade für Sie gethan hat. Der Brandstifter ist gefunden.“

Der Mann sprang in höchster Aufregung in die Höhe. „Ist das wirklich wahr?“

„Ja,“ sagte ich, „der Brandstifter ist gefunden.“

„Nun, Gott, jetzt kann ich an dich glauben,“ rief Heinemann und sank freiwillig auf die Kniee. „Gott im Himmel, ich danke, danke dir,“ schrie er, während heiße Thränen aus seinen Augen stürzten.

Sein Herz war weich geworden. Er konnte beten.

„Sie sind wie ein guter Engel in unser Haus gekommen,“ sagte die Frau, mir warm die Hand drückend.

„So ist der Brandstifter gefunden?“

„Ja, der alte Wucherer. Er legt eben drüben dem Gerichte sein Geständnis ab.“

Siehe, da nahte sich mir noch eine schüchterne Hand und ein schüchterner Mund stammelte heißen Dank. Aber ich riß diese schüchterne Hand an mein Herz und diesen Mund an meinen Mund.

Wir lagen uns auf einmal in den Armen und wußten selbst nicht, wie es geschehen war, und wurden erst dessen gewahr, als Heinemann seine segnenden Hände auf unsere Häupter legte. „Gott segne euch, meine Kinder. Eure Frömmigkeit hat gesiegt. Gott sei Dank, daß sie gesiegt hat.“

Was soll ich noch weiter erzählen? Der alte Wucherer legte dem Gerichte ein offenes Geständnis ab, wodurch Herr Heinemann von jedem Verdacht gereinigt wurde. Dem Pfarrer bekannte er noch viel mehr, was sein Gewissen bedrückte, und es muß auch zwischen ihm und dem lange verleugneten himmlischen Herrn noch etwas vorgekommen sein, wenigstens begehrte und empfing er vor seinem Ende noch das heilige Mahl. —

Herr Heinemann dagegen ist einer der demütigsten und frömmsten Menschen geworden und ebenso eifrig im

Glauben, wie einst im Unglauben. Er ist so bescheiden, daß er mir sogar erlaubt hat, diese Geschichte zu erzählen, obwohl ganz gewiß viel Demütigendes für ihn darin vorkommt. Ich selbst wohne in Heinemanns in glücklicher Ehe mit meiner Therese. Während ich dies niederschreibe, steht sie hinter mir und beugt sich über meine Schulter und fragt schelmisch: plauderst Du am Ende gar unsere Geheimnisse aus?

Gottlob, ich habe eine schöne Praxis in dem Städtchen und bin noch immer der fromme Doktor, der neben der Arznei seinen Bibelspruch giebt. Und die Kranken stehen sich gut dabei, leiblich und geistig.



II.

Die vornehme Tante.

I.

Im Sommer hätte die liebe Sonne schon ein paar Stunden über Berg und Thal geschienen; an dem dämmernden Wintertage konnte man die Lampe immer noch nicht entbehren. Das Zimmer war jedoch behaglich warm, wenn es auch draußen stark nebelte und fror. Der Kaffeekessel im altmodischen Ofen begann eben eine Melodie zu summen. Trotzdem warf der königliche Kassenbeamte Zacharias Schmidt noch ein paar Scheiter Holz in die Glut, ehe er sich in seinem Sessel, der neben dem gedeckten Kaffeetische stand, niederließ. Bis jetzt war er noch allein im Zimmer, obgleich für drei weitere Personen Tassen bereit standen.

Mit vollen Zügen seine Morgenpfeife rauchend, saß der ältliche Herr da und genoß die Wärme und horchte auf das sonderbare Gebahren des Kaffeekessels, der seine erste Melodie aussetzend zu immer lustigeren Tonarten überging und dabei lebhaft hin und her wackelte, als wollte er zu seinem Liedchen auch ein Tänzchen wagen. Vor ihm auf dem Tische lag ein altes, schwarzledernes Gebetbuch und eine neuere Bibel in Goldschnitt. Doch las der Mann nicht in den Büchern, sondern träumte über dieselben hinaus, indem er einen Tabakkringel durch den anderen blies.

In seinen Träumen war er plötzlich wieder zum Kind geworden. Er dachte weit in die Vergangenheit zurück. Damals saß er als kleiner, blondlockiger Knabe auf dem Schemel neben dem Ofen, in dem das Feuer brummte, und der Kaffeekessel sang gerade wie heute. Draußen war es so dunkel wie eben, obwohl es schon lange Morgen war. Aber damals saß sein Vater auf dem Sessel, wo er jetzt saß, dasselbe alte Gesangbuch in der Hand und seine unvergeßliche Mutter drehte eifrig ihr schnurrendes Spinnrad, er jedoch baute Luftschlösser und überlegte, was etwa das Christkindchen bringen könnte.

Welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Wie war er damals so froh und so glücklich — ach und jetzt?

Der Kaffeekessel sprang plötzlich von seinen lustigen Gesängen ab und begann ernsthaft zu brausen und zu brodeln, als hätte er ein Verständnis für den Stimmungswechsel seines Herrn.

Jetzt! —

Der alte Beamte hatte ein Gefühl, als ob das „Jetzt“ ein scharfes, kaltes Wasser wäre und schnitte alles, was gut an ihm war und was Glück und Frieden hieß, von seinem Leben ab. Er durfte gar nicht an das „Jetzt“ denken, wenn ihn nicht eine Bitterkeit sonder Gleichen erfassen sollte. Er durfte auch nicht an die Zukunft und ihre schrecklichen Folgen denken. Er war unbeschreiblich unglücklich. Niemand aber durfte wissen, wie unglücklich er war oder nur seine Lage ahnen. Die Erinnerung an alte Zeiten war das einzige, was ihn manchmal sein Elend vergessen ließ.

Heute war ihm aber während seiner Erinnerungen ein lichter Gedanke gekommen. Eine leise Hoffnung, als könne dem eindringenden Verderben ein Damm entgegen gesetzt werden, durchrieselte ihn. Zugleich erfaßte ihn

Neue, daß der so nahe liegende Gedanke ihn nicht schon früher erfaßt hatte. Er holte sein altes Gebetbuch und seine Bibel herbei. Er wollte die lange Zeit in seinem Hause ausgelegte Morgenandacht wieder beginnen.

Schon der wackere Entschluß hatte ihm eine behagliche Stunde verschafft. Derselbe konnte jedoch nicht vermeiden, daß ihm nicht ein Gedanke an sein Unglück dazwischenfuhr. Aber er stützte jetzt seine Faust auf die vor ihm liegende Bibel, als wollte er dort seinen Halt und seine Hilfe suchen.

In der That that ihm Kraft und Beistand not. Denn er war ein gar ängstliches, zaghaftes Männchen — der schlichte, friedliebende Kassierer Zacharias Schmidt. Obgleich er noch die Faust auf der Bibel liegen hatte, erschrak er, als plötzlich die Stubenthüre aufging.

Doch beruhigte er sich bald wieder. Es war nichts, was er zu fürchten hatte. Zuerst fuhr ein alter, schwarzer Kater herein, der sich ihm an die Beine schmiegte und dann auf einen gepolsterten Stuhl neben ihm sprang, um sich behaglich schnurrend von seinem Herrn über den Rücken streicheln zu lassen. Ihm folgte eine uralte Magd, die den Kaffee fertig machen wollte.

Beides waren alte Inventarstücke von seinen Eltern selig her und besaßen schon darum seine besondere Liebe und sein besonderes Vertrauen. Zumal durfte sich die alte „Bene“ schon manches freie Wort erlauben.

Auch jetzt sagte sie, als sie bei einem prüfenden Blick über den Frühstückstisch die altbekannten Bücher entdeckte: „Das ist recht, daß Sie das schwarze Buch wieder hervorgeholt haben. So kann es vielleicht noch einmal gut werden im Hause. Sie hätten es gar nicht weglegen dürfen, Herr Kassierer. Sie haben zu viel Angst vor der vornehmen Verwandtschaft gehabt. Sie

hatten es doch Ihrer sterbenden Mutter in die Hand gelobt, Ihren täglichen Hausgottesdienst zu halten. Aber da schämt man sich des Wortes Gottes. Da will man auch nicht mehr so altfränkisch, so weit zurück in seinen Ansichten erscheinen. Ich weiß, ich weiß. Wer aber sich des Wortes Gottes schämt, der kann auch auf Gottes Hilfe nicht rechnen. Darum sage ich: Es ist recht, daß Sie wieder zu Gottes Wort zurückgekehrt sind, Herr!"

Die alte Lene wäre für ihre Herrschaft und zumal für ihren Herrn durch's Feuer gegangen, aber dafür nahm sie sich auch das Recht, einem einmal, wie sie sagte, tüchtig „den Kopf zu waschen“ oder „die Wahrheit zu sagen“. Dieses Recht hätte sie bis auf das äußerste verteidigt, wenn es angegriffen worden wäre. Sie stand schon in Kampfstellung da. Ihre rohen, hartgearbeiteten Hände hatte sie in die Seite gestützt und ihr trotziges Kinn vorgehoben. Sobald ihr Herr nur im geringsten sie über ihre nicht sehr bescheidene Rede getadelt hätte, dann hätte er es „erst recht gekriegt“. Aber er entwaffnete sie vollständig, als er tief und schmerzlich aufseufzte. Jetzt schossen ihr die Thränen in die Augen.

„Ach, ich wollte Ihnen ja nicht wehe thun, lieber Herr,“ sagte sie. „Ich weiß ja, daß Sie immer zu weich und zu gut gewesen sind. Sie könnten keiner Mücke etwas thun. Nein, Ihre hochnassige Frau Schwägerin, die hochvornehme Frau Geheime Hofrätin, ist an allem schuld. Es wäre besser gewesen, unser Haus wäre abgebrannt oder es wäre eine schwere Krankheit in das Haus gekommen, als diese Frau.“

Sie brach plötzlich ihre Rede ab und machte sich am Feuer zu schaffen. Der Kassierer dagegen stellte in ängstlicher Hast seine Pfeife in eine verborgene Ecke. Selbst

der Vater erhob sich unruhig. Schritte wurden auf der Treppe hörbar.

„Es ist die Geheime Hofrätin nicht,“ sagte beruhigend Lene. „Es ist Luischen, oder wie ich jetzt sagen muß: die Fräulein Schmidt.“

Ein liebliches Mädchen von etwa achtzehn Jahren trat in das Zimmer. Die Augen der beiden Alten leuchteten hell auf. Es lag etwas Frühlingsfrisches, Sonniges in ihrer Erscheinung, die auch die trübesten Herzen erheiterte. „Sie wird alle Tage schöner,“ war eines der Lieblingsworte der alten Lene. Sie wäre übrigens noch schöner gewesen, wenn nicht in ihrer Haltung und Sprache etwas angelernt Affektirtes gelegen hätte. Sie machte vor ihrem Vater einen zierlichen Knicks und ihm fast nur die Spitzen ihrer rosigen Finger reichend, sagte sie mit gespitztem Mündchen: „Guten Morgen, Papa.“

„Warum bist Du denn so früh schon gepuzt, Luischen?“ fragte ihr Vater.

„O, das ist mein einfaches Ausgehekleid,“ erwiderte seine Tochter, sich im Spiegel betrachtend. „Ich muß ja doch, wie Du weißt, schon um acht Uhr in die französische Konversationsstunde. Tante sagt: mein bisher gelerntes Französisch taugt nichts. Dann habe ich Singstunde. „Meine Stimme hätte noch keine Schule,“ sagt Tante. Hernach bin ich noch einmal zur Tanzprobe bestellt. Du weißt, Papa, heute Abend gehe ich auf den Ball. Tante sagt aber: meine Haltung sei noch nicht frei genug und meine Bewegungen wären noch zu schulmäßig.“

Sie machte einige affektirte Drehungen und Wendungen in der Stube umher.

Das Gesicht des Kassierers drückte eine tiefe Traurigkeit aus und Lene stand in völliger Kampfstellung. „Dein ganzes Wesen gefällt mir nicht, Kind,“ sagte der Kassierer. „Es ist anstößig. Weder Deine Putzsucht, noch Deine Tanzerei, noch Dein Ballgehen paßt für unser Haus. Was meinst Du wohl, Luise, was unsere lieben Nachbarn Werner, was vor allen Dingen der junge Karl Werner, auf dessen Urteil Du stets so viel Gewicht legtest, zu dem allen sagen werden?“

Das Mädchen wurde purpurrot. Eine Thräne wollte sich in ihr Auge schleichen. Sie drängte sie aber zurück und sagte jedoch mit unsicherer Stimme: „Tante meint: Werner's seien zu gewöhnliche Leute. Ich müßte nach Höherem trachten.“

„Zimmer die Tante und die Tante“, grollte Lene. „Ich meine, Luise, Du hättest noch Vater und Mutter und die sollten Dir höher stehen, als die Tante. Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir es wohl gehe und Du lange lebest auf Erden, steht in der heiligen Schrift, aber von der Tante steht nichts in der Bibel. Siehe einmal Deinen Vater an, wie es ihm fast das Herz bricht, daß Du unter den Händen Deiner Tante, Du darfst mir es nicht übel nehmen, ein solcher Zieraffe geworden bist, der allen ehrlichen Menschen ein Greuel ist.“

Der Vater, die Hände seiner Tochter fassend, rief in einem Tone, der den vollen Schmerz seiner Seele ausdrückte: „Kind, Kind, was hat ein einziges Jahr aus Dir gemacht? Wo ist mein treues, gutes, frommes, einfaches, liebevolles Kind? Wo ist es? Sag, wo ist es?“

Thränen tröpfelten über sein altes, verkümmertes Gesicht.

Ein Zittern lief über den Körper des Mädchens.

Sie erschraek wie eine Nachtwandlerin, die man ploezlich weckt, und die nun den Weg sieht, den sie gegangen ist. Die Thraenen des Vaters hatten die unter einem geistigen Banne gleichsam schlafende Seele des Maedchens geweckt. Sie stuerzte ihrem Vater um den Hals. Laut weinend rief sie: „Vater, Vater, lieber Vater! Ach mache doch, daez die alten Zeiten wieder kommen. Ich bin gar nicht gluecklich.“

Der Kassierer stuetzte wieder die Faust auf die Bibel, als Zeichen, daez er entschlossen sei, den Kampf zu fuehren. Es war auch Zeit, daez er sich ruestete, denn die Haustreppe knarrte unter einem schweren Tritt, der dieselbe herunter kam. Ein banges Gefuehl ging durch das Zimmer. Luise wischte ihre Thraenen ab und machte sich an ihrem Anzuge zu schaffen. Lene ordnete am Kaffeetische das Noetige und lieez den Vater, der aengstlich umhersprang, zum Fenster hinaus. Denn die Geheime Hofraetin hatte einen ganz besonderen Zorn auf Katzen und hatte schon oefters das verwoehtete Tier des Hauses eigenhaendig mißhandelt. Nur der sonst so aengstliche Herr Schmidt saez strack und fest da, seine Haende auf die Schrift gelegt.

„Wo bleibt Deine Mutter,“ fragte er Luise.

„Sie hat die Tante frisiert,“ erwiderte die Tochter.

„Ja, ja, sie ist die reine Kammerzofe,“ seufzte der unglueckliche Mann.

Jetzt rauschte eine imposante Gestalt majestaetisch ueber die Thuerschwelle; die Frau Geheime Hofraetin, gegen welche ihre ihr nachfolgende Schwester in ihrem einfachen bescheidenen Wesen fast verschwand. Die Geheime Hofraetin trug ein seidenes Morgenkleid und eine schwere goldene Kette um den vollen Hals und ihr noch immer prachttvolles Haar zu einer Art Krone

geformt, während die Schwester sich mit einem baumwollenen Hauskleidchen und einem weißen Häubchen auf ihrem Haare begnügte.

Sie waren beide Töchter aus einem ziemlich mädchenreichen Pfarrhause. Hermine, die Älteste, galt schon früher als eine Schönheit. Ueberall gefeiert, bewundert und verwöhnt, beherrschte sie nicht bloß ihre Schwestern, sondern auch ihre Eltern und alle nahmen ihre Tyrannei willig hin, als eine natürliche Huldigung, die man ihren Reizen machen müsse.

Wenn Hermine ein seidenes Kleid bekam und Henriette, die jetzige Frau Schmidt, damals schon das baumwollene, dann sagte die Mutter zu der bleichen, blonden Henriette: „Siehst Du, Henriette, Du kannst das wirklich nicht beanspruchen, was Hermine bekommt. Von ihr verlangt es die Welt, daß sie so erscheint. Du bist der Welt schon gleichgiltiger.“ Hermine heiratete einen verwittweten Geheimen Hofrat in einer kleinen fürstlichen Residenz und glänzte längere Zeit in den dortigen Hofkreisen, während Henriette, die nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter gar ärmlich in einem Hinterhause in der Stadt wohnte, froh war, als der außerordentlich brave, wohlhabende Kassierer Schmidt sie zur Frau begehrte.

Die glänzende Hofdame kümmerte sich weder um ihre arme Mutter noch um das bescheidene Glück ihrer Schwester. Allein, als ihr Mann plötzlich starb und ihr nichts hinterließ, als ihren Schmuck und ihre Kleider (alles andere gehörte den Kindern erster Ehe), und ihr einziger Sohn, der Lieutenant bei den blauen Husaren war, ihr seine Schulden beichtete, erinnerte sich die seidene Hermine der baumwollenen Henriette. Sie schrieb um

ihre Aufnahme. Und siehe da, die oft zurückgestoßene und geringschätzig behandelte Schwester nahm sie mit Freuden auf und räumte ihr die besten Zimmer des Hauses ein und der Schwager bezahlte die Schulden des Lieutenants.

Aber statt daß nun die so stark verpflichtete Dame dankbar und bescheiden gewesen wäre, setzte sie sich breit und groß, wie eine herrschende Königin mit allen ihren Ansprüchen und glänzenden Neigungen in das ihr zur Zuflucht geöffnete Haus. Unter dem Vorwand, das Hauswesen ein wenig zu kultivieren, führte sie einen Aufwand und einen Luxus ein, der weit über das Vermögen des Kassierers hinausging, und unter dem Vorwand, die Bildung der Tochter ein wenig in die Hand zu nehmen, verdarb sie dieselbe von Grund der Seele aus.

Der Kassierer sah das mit der treuen, fleißigen Hand seiner Eltern erworbene Geld für Nichtigkeiten dahingehen, er sah sein einfaches, natürliches Kind zu einem verzwickten Affen werden, er sah seine brave, gute Frau nicht bloß zur Magd, sondern zur willenlosen Sklavin herabsinken, er sah sich selbst als eine bloße Null im Hause, die nur etwas galt, wenn zu bezahlen war. Er sah das Glück und den Frieden des Hauses dahinschwimmen und nur eiteln Tand und elende Genüsse dafür einkaufen. Er sah, daß sein Haus einem Schiffe glich, das mit vollen Segeln wider den zerfetternden Felsen steuerte.

Da saß der arme, mißhandelte Mann nun, die Hand auf der Bibel, um dem Unwesen ein Halt zuzurufen und um seinen Standpunkt als Herr des Hauses zurückzuerobern. Ach hätte er, wie die Magd ihm gesagt hatte, den Hausgottesdienst nicht unterbrochen! Hätte er aus Rücksicht für die vornehme Schwägerin nicht die fromme Sitte des Hauses aufgegeben. Gerade dieser großen Welt-

dame gegenüber mußten alle frommen Geister des Hauses zur Wacht und zum Schutze aufgerufen werden.

Die Geheime Hofrätin hatte mit weiblichem Scharfblick an dem etwas ungewöhnlichen Benehmen des Kassierers gemerkt, daß etwas gegen sie im Werke sei und behandelte ihn darum hochmütiger, als je. Sie schien seinen kurzen Gruß gar nicht gesehen zu haben und eilte auf ihre Nichte zu, die sie feierlich umarmte und küßte.

„Was hast Du für rote Augen, Kind?“ fragte sie.

„Ach, es ist, glaube ich, wieder hier geraucht worden. Henriette, Du hättest das nie dulden sollen, daß Dein Mann im Wohnzimmer raucht. Und Sie, Herr Schwager, müßten wenigstens ein wenig Rücksicht nehmen auf die Damen, die im Hause sind.“

Sie setzte sich und gab damit das Zeichen, daß auch Schwester und Nichte Platz nahmen.

Die Hand des Kassierers zitterte. Für ihn war die Zeit des Handelns gekommen.

„Frau Schwägerin,“ sagte er — sich räuspernd — „ehe wir unser Frühstück einnehmen, möchte ich eine fromme Sitte, die vor Ihrer Ankunft täglich in unserem Hause geübt wurde, wieder herstellen. Wir haben nämlich vor dem Kaffee jeden Morgen eine kleine Andacht gehalten und haben uns wohl dabei gefunden.“

Ein solcher Hausgottesdienst ist wohl das beste Mittel gegen die überall eindringende Verweltlichung. Das gelesene Gotteswort ist Schild und Schwert zugleich zur Abwehr des Schlimmen und zur Pflege des Guten. Wo sich die Hausgemeinde um Gott versammelt und Gottes Wort Geltung hat, ist kein Raum für verschwenderische Eitelkeit und gottlose Vergnügungssucht, da herrscht demütiges, nüchternes Wesen und ein ernstes Streben nach Höherem und Ewigem.“

Er wurde durch die Geheime Hofrätin unterbrochen, die befremdet ihre Schwester fragte: „Ist Dein Mann, ohne daß ich es wüßte, ein Pietist oder Stundler, wie man im Württembergischen sagt?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit wollen, Frau Schwägerin,“ sagte der Kassierer. „Ich bin nicht einmal ein besonderer Christ, aber ich möchte, daß es in meinem Hause christlich hergeht. In früherer Zeit wurde in jedem christlichen Hause der Morgensegen und Abendsegen gebetet, auch in meiner Eltern Hause, und so sollte es noch jetzt in jedem christlichen Hause sein.“

„Wir stammen doch aus einem Pfarrhause, Henriette,“ sagte die Geheime Hofrätin, „und unser Vater war ein frommer, angesehener Mann, aber ich kann mich nicht erinnern, daß wir einen Hausgottesdienst gehabt hätten. Sehen Sie, lieber Herr Schmidt, was in einem Pfarrhause nicht für nötig gehalten wurde, brauchen Sie in einem Bürgerhause nicht einzuführen. Wir wollen es darum lieber lassen. Es war ja ein recht schöner Gedanke von Ihnen und macht Ihnen alle Ehre, aber die Zeiten dafür sind vorbei. Die Sitte ist zu altväterisch. Man könnte sich lächerlich damit machen.“

Der Kassierer saß ganz bestürzt da. Er hätte auf einen andern Erfolg seiner Worte gewartet. Diesen gnädig herablassenden Worten gegenüber war er waffenlos. Die Geheime Hofrätin begann ruhig ihren Kaffee zu trinken. Ihre Schwester und ihre Nichte folgten ihr darin. Sollte alles vergebens sein? Der Kassierer sah es mit Schrecken. „Ei, Frau, was sagst Du denn dazu und Du Luischen? Wollet Ihr mir denn keinen Beistand leisten?“ Aus seiner Stimme klang der Nothschrei seines Herzens. „Ich glaube, Du ließeest es besser, lieber Zacharias. Du siehst ja, daß Hermine nicht will.“

Die alte Lene, welche schon fortwährend, die Hände in die Seite gestemmt, dagestanden hatte, rief jetzt: „Sie soll aber wollen. Der Herr Kassierer hat es seiner sterbenden Mutter in die Hände gelobt, die Hausandachten festzuhalten. Und wenn die Geheime Hofrätin bedächte, was sie für Verpflichtungen gegen dieses Haus hier hat, würde sie keine andere Hausordnung einzuführen wünschen.“

Die Geheime Hofrätin erhob sich, zornrot im Gesicht! „Henriette!“ rief sie, „Herr Schmidt! Bin ich in Ihrem Hause nicht mehr sicher vor den rohen und gemeinen Angriffen einer Magd? Sie freche Person, gehe Sie an Ihre Arbeit und wage Sie sich niemals wieder in das Gespräch Ihrer Herrschaft zu mischen, wenn Sie nicht Ihren Dienst verlieren will.“

Als Lene brummend das Zimmer verlassen hatte, sagte die Hofrätin: „Luise, Du hast ja Deinen Kaffee getrunken. Du gehest am besten auch. Es ist Zeit für Deine französische Stunde. Du sollst keinem Familienstreit beiwohnen.“ Als auch Luise gegangen war, erhob sich der Kassierer: „Madame, Sie werden keinen Streit mit mir bekommen.“

Er schloß die ihm so teuren Bücher ein und nahm Hut, Stock und Ueberzieher, um sein Bureau aufzusuchen. „O Gott, wie sieht er so bleich aus,“ rief seine Frau. „Ich glaube, er hat auch keinen Kaffee getrunken. O, ich hätte ihm beistehen sollen.“ Weinend lief sie ihm nach, ohne ihn aber noch zu erreichen.

Die Geheime Hofrätin lächelte ihrer schwachen Schwester nach. Sie hatte das Schlachtfeld behauptet, aber sie blieb allein auf demselben zurück. Das trübte etwas ihren Triumph. Nachdenklich saß sie eine Zeit lang da, ehe sie im Frühstück fortfuhr.

II.

Auf dem Wege nach der französischen Stunde war Luise vor dem von ihrem Vater erwähnten Wernerischen Hause sinnend stehen geblieben, indem sie zu sich sagte: „Ich muß wissen, was Karl zu dem allen denkt?“ Statt also weiter zu gehen, sprang sie leichtfüßig die vor ihr liegende Treppe hinauf und trat in das Haus.

Sie war dort so sehr bekannt. Alles erzählte von vergangenen schönen Tagen. Jede Treppenstufe, ja das Treppengeländer, über das sie gefallen war, als sie hinunterrutschen wollte, wußten Geschichten aus ihrer Kindheit. Das Knarren der Hausthüre, das Klingen der Schelle weckte Erinnerungen. Jetzt war sie in dem langen Hausgang, der nach dem Hofe zu führte und hier war der blankgeputzte Messinggriff am Schloß der Stubenthüre. Ganz wie früher ging sie unangemeldet wie ein Hausgenosse in das Zimmer. Es war niemand darin. Auf dem Nähtischen am Fenster lag wie immer das Strickzeug der Frau Werner und ihre Brille, die sie zum Nähen brauchte, so scharf sie sonst auch sah. Am Ofen stand der Sorgenstuhl des alten Maurermeisters Werner, wo er abends müde sein Pfeifchen rauchte, als er noch lebte. An der Wand drüben hing noch das Bild vom „alten Fritz“ mit seinem Windspiel, seiner Tabakdose und seinem Krückstock. Da stand auch das großblumige Kanapee, wo sie oft abends eingeschlafen war und die Mutter hatte sie schlafend hinüber in ihr Haus getragen.

Luise dachte, wie alles um sie herum, so wäre auch sie noch dieselbe. Sie wußte nicht, daß ein ganzes Jahr zwischen ihrem letzten Besuche und dem heutigen lag, ein ganzes Jahr mit vielen Enttäuschungen und Kämpfen.

Sie hatte unter einem geistigen Banne in einer Art Zauberschlaf gelegen. Ihr Vater hatte das lösende Wort gefunden, als er ihr den Namen „Karl“ entgegenrief. Seitdem stand sein Bild wieder lebhaft vor ihrer Seele.

Sie dachte sich den Karl, wie er vor einem Jahre gewesen war und glaubte ihm und seiner Mutter auch gerade so entgegen treten zu können. Ach, sie wußte nicht, daß Karls Wangen schon einmal blaß gewesen waren in dem Jahre und wieder rot geworden waren, daß ihr Name in demselben Raume, wo sie jetzt stand, hundert und tausend Mal und oft mit zornigen Lippen genannt war. Sie wußte nicht, daß Karls Augen und Herz sie nicht einen Tag in diesem Jahre verlassen hatte; daß er oft ihren Schritten unbemerkt gefolgt war, daß er sie oft begrüßt hatte, ohne von ihr gesehen worden zu sein, indem sie nur Ohren und Augen hatte für ihre Tante und deren Sohn, den Leutnant, der sie führte, und daß er dann zu Hause angekommen, einen schweren Kampf des Stolzes und der Liebe kämpfte, und daß die Mutter, die ihren Sohn leiden sah, zornig über sie schalt und daß der Sohn sie verteidigte. Das alles wußte Luise nicht, aber die Frau Werner wußte es, die jetzt eintrat.

Sie sah erstaunt Luise an. „Das ist ja ein fremder Besuch,“ sagte sie. „Ich dachte nicht, daß wir noch einmal die Ehre hätten, die Fräulein Schmidt bei uns zu sehen.“

Ihr Benehmen war kühl, der Ton ihrer Stimme war bitter.

Luise fühlte mit Schrecken, daß sie ihre Nachbarin tief gekränkt haben mußte, sonst hätte diese ihr immer geneigte, fast mütterlich liebevolle Frau sie nicht so behandeln können. Ihr Gewissen begann ihr den Grund der Verstimmung der Frau Werner zuzuflüstern. Fast

atemlos fragte sie: „Sie sagen Sie zu mir und Fräulein Schmidt?“ Bin ich denn Ihre Luise nicht mehr?“

Ein Mutterherz, das den Sohn so schwer hatte leiden sehen, kann nicht so schnell wieder vergeben.

„Nein!“ sagte sie hart. „Wer seine nächsten Freunde ein ganzes Jahr vernachlässigen kann, der ist kein rechter Freund.“

Luise schlug die Hände vor das Gesicht, um die flammende Röthe desselben zu bedecken. O Gott, o Gott, was hatte sie gethan. Ein ganzes Jahr! Das Jahr erhob sich wie ein schwarzes Gespenst und wollte sich zwischen ihr Herz und das stellen, was demselben am teuersten war. „Wo ist Karl?“ fragte sie fast instinkt-mäßig. Sie fühlte, daß sie wissen mußte, was er dachte und wenn es ihr halbes Leben kosten sollte.

Das Auge der Mutter leuchtete. „Sie fragt nach ihm,“ sagte sie sich leise. Laut sprach sie: „Er ist drüben im Gefellenzimmer. Er will unseren Leuten eine Hausandacht halten. Ich war auch drüben, um teil daran zu nehmen, als ich hier jemand eintreten hörte. Ich würde Sie einladen, beizumohnen, wenn ich wüßte, wie Sie darüber denken. Ich habe gehört, Sie haben Ihren Hausgottesdienst aufgegeben, während er doch gerade in unseren beiden alten Familien festgehalten wurde.“

Luisens Gesicht flammte wieder. Sie kam heute Morgen nicht aus der Beschämung heraus. Als ihr Vater eben mit zitterndem Herzen den Hausgottesdienst einführen wollte, hatte sie aus Furcht vor der Tante geschwiegen, statt ihm als treues Kind beizuspringen.

„Ich gehe mit,“ sagte sie zu der Frau Werner.

Es war ein langes, schmales Zimmer mit einem zweiten Eingange vom Hofe aus, in das sie hineintraten. Ein Tisch füllte fast die Länge des ganzen Raumes und

zu beiden Seiten liefen Bänke. Auf diesen Bänken saßen zwanzig bis dreißig Arbeiter, zum theil noch sehr jung, zum theil schon bejahrt, zum größten Theil aber im vollen Mannesalter. Viele tranken aus hohen Tassen heißen Kaffee, große Stücke Brot dazu kauend. Die anderen sahen auf Karl Werner, der eben die Bibel aufschlug, um die Stelle zu suchen, die sie heute lesen wollten.

Karl Werner war ein hübsch gewachsener, kräftiger junger Mann mit einem festen Wesen, dessen Ernst fast über seine Jahre hinausging. Vielleicht ließ auch der dunkle Vollbart, der sein offen ehrliches, schönes Gesicht umschattete, ihn ernster und älter erscheinen, als er wirklich war. Er hatte Bauwissenschaft studirt und berechnete zu großen Hoffnungen. Trotzdem übernahm er, sowohl um seiner Mutter und jüngeren Geschwister willen, als auch wegen etlicher alter Arbeiter, die sonst brotlos geworden wären, das ausgedehnte Geschäft seines Vaters, das er nach seiner Weise weiter entwickelte. Aus dem einfachen Maurermeister wurde ein durchgebildeter Bauunternehmer, der meistens nach von ihm selbst ausgearbeiteten Plänen den Leuten für eine gewisse Accordsumme die Bauten fertig hinstellte und der nicht bloß, wie sein Vater, Maurer- gesellen, sondern Tüncher, Schreiner, Schlosser und alle möglichen Bauhandwerker beschäftigte. Es war ihm ein Genuß, mit den Arbeitern zu verkehren. Doch nahm er niemand ständig in Arbeit, der nicht sich verpflichtete, seinen Morgenandachten beizuwohnen.

Freilich gefiel diese Einrichtung gar manchem nicht und noch weniger die Zucht und Ordnung und Ueberwachung des Lebenswandels, die Karl sich zu üben erlaubte. Auf der anderen Seite aber bezahlte Karl den höchsten Lohn. Ebenso wurde für die Kranken und Alten gesorgt. Einzelstehende und ganz Arme erhielten umsonst oder

gegen geringe Auslage aus einer Arbeitskasse Frühstück und Mittagessen im Hause. Auch den Familienvätern wurde von Karl durch billigere Einkäufe und unverzinsliche Darlehen Sorgfalt zugewandt. Man war eben bei Karl mit Leib und Seele gut aufgehoben. Diese Vorteile hatten aber große Anziehungskraft und überwogen manche Bedenken.

Vollständig schlechte Subjekte hielten nicht lange aus, sondern gingen von selbst wieder. Dagegen hat Karl viele andere, in denen noch etwas Gutes war, aus dem Schlamm des Verderbens herausgezogen und sie wurden durch seine Strenge und durch den Geist der Zucht und Frömmigkeit, der durch das Ganze ging, auf der rechten Bahn erhalten.

Die Arbeiter hingen mit außerordentlicher Liebe an Karl. Er konnte sich fest darauf verlassen, daß selbst da, wo er nicht Aufsicht üben konnte, fleißig und ehrlich gearbeitet wurde. Aber um dieser soliden Arbeit willen und wegen der Zuverlässigkeit des Unternehmers bei den im Vergleich billigen Preisen flossen Karl eine Masse Aufträge zu, und er konnte selbst im Winter, wo sonst die Bauarbeit feierte, einen großen Teil seiner Arbeiter beschäftigen.

Bei dem plötzlichen Eintritt Luizens in das Gesellenzimmer errötete Karl und erhob sich zum Gruße, worauf auch die sämtlichen Arbeiter aufstanden. Es bedurfte des so außerordentlich festen Willens des starken jungen Mannes, um den Sturm von Gefühlen, den das unerwartete, ungewöhnliche Erscheinen der Heißgeliebten in ihm wach rief, so weit zu bewältigen, daß er mit der nötigen Ruhe und Weihe seine Andacht abhalten konnte.

Er las irgend einen Bibelabschnitt vor, an den er kurze mahnende Worte knüpfte und sprach dann ein Gebet entweder frei oder aus einem Gebetbuch.

Für heute hatte er einen Abschnitt aus dem zehnten Kapitel des Matthäus, wo der Herr seine Jünger zum ersten Male aussendet und ihnen köstliche Lehren und Mahnungen mit auf den Weg giebt. Anfangs zitterte seine Stimme. Allmählich gewann sie aber ihren vollen klaren Klang und seine Augen blickten hell und begeistert über die Versammelten.

„Darum, wer mich bekennet vor den Menschen,“ las er, „den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine Hausgenossen sein.“

Karl schloß jetzt die Bibel und sprach: „Diese Worte unseres Herrn Jesu sind in der jetzigen Zeit von ganz besonderer Wichtigkeit. Wer bekennet sich noch offen für Christus? Viele fürchten sich wahrhaft, die Kirche zu besuchen, oder einen hervorleuchtend christlichen Wandel zu zeigen oder beim Beten gesehen zu werden. Die Bekannten und Verwandten, die Nachbarn und Genossen würden ja nicht so über einen herfallen, wenn er sich einer Schlechtigkeit schuldig gemacht hätte, als darüber, daß er auch so ein Heiliger und Gläubiger sein will.“

Ich weiß, was Ihr bei Euren Arbeitsgenossen und früheren Bekannten durchzumachen habt. Unsere Hausandacht ist der Hauptanstoß, und daß ihr die Wirtshäuser meidet und den Gottesdienst aufsucht, ist ihnen ein

Greuel. Aber gerade deshalb sollet Ihr des Wortes gedenken: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater“ u. s. w.

Hat unser Herr und Heiland vielleicht sich gescheut, die arge, feindliche Welt zu betreten, als es galt, uns von unseren Sünden zu erlösen? Hat er einen Augenblick geschwanzt, - obwohl seine Freunde abrieten, den harten Todesgang für uns zu gehen? Hat er den bitteren Leidenskelch in der schrecklichen Kreuzesmarter unter Leibes- und Seelenpein nicht bis auf die Hefe geleert? Kannst Du ihn, nachdem er für Dich in den Tod gegangen ist, um der Angriffe der Welt willen verlassen, verraten und verleugnen?

Ich muß sagen, wenn ich mir dieses teure Haupt voll Blut und Wunden vorstelle, habe ich zu allem Mut und Kraft.

„Wenn alle untreu werden,
So bleib ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing Dich Leiden,
Sankst Du in Todeschmerz,
Drum geb ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.“

Luiſe erlebte große Augenblicke während der Ansprache Karls. Sie hat später noch oft darüber gesprochen und dann jedesmal gesagt: In dieser Stunde hätte ihr Glaube Wurzel gefaßt und sie hätte Karl damals erst recht eigentlich liebgewonnen. Noch Stunden lang hätte sie damals zuhören können, obwohl jedes Wort Karls ihr Herz zerfleischte. Hatte sie nicht durch ihr Schweigen heute Morgen den Herrn verleugnet? Hatte man nicht in ihrem Hause aus Menschenfurcht den Hausgottesdienst aufgegeben? Und war

ihr eitles Wesen nicht auch ein Verlassen des Herrn und ein Nachlaufen der Welt?

Aber während sie sich selbst so klein und arm fühlte, sah sie mit Bewunderung auf Karl, der durch die Innigkeit seines Glaubens vor ihren Augen zu einer erhabenen Größe emporkam. Ach, sie hätte sich an seine Brust werfen mögen und rufen: „Lehre mich glauben, wie Du glaubst.“ Reichliche Thränen flossen über ihre heißen Wangen.

Als die Arbeiter sich entfernt hatten, sagte Frau Werner: „Die Fräulein Luise Schmidt möchte Dich sprechen, Karl.“

Doch Luise verhüllte ihr verschämtes Gesicht und rief: „Nein! Nein! Jetzt nicht! jetzt!“ und eilte, als wenn sie verfolgt würde, zur Thüre hinaus.

„Das war ein räthselhafter Besuch,“ sagte Frau Werner.

„Mir ist er nicht so räthselhaft, Mutter,“ erwiderte Karl. „Ich glaube, daß es ein guter Besuch war.“

III.

Frau Werner erhielt an dem Tage noch mehr räthelhafte Besuche.

Die Frau Kassierer Schmidt kam, wie sie sagte, „nur auf ein paar Augenblicke herübergesprungen.“

Frau Werner empfing dieselbe freundlicher als ihre Tochter, obwohl sie auch gegen die Frau Schmidt, mit der sie früher in den besten freundschaftlichen Beziehungen gelebt hatte, über Vernachlässigung hätte klagen können.

Nach langen Umwegen war dann endlich die Frau Schmidt auf ihr eigentliches Anliegen gekommen. Sie

wollte fragen, ob die Frau Werner nicht wisse, oder eine Ahnung habe, was ihren Mann bedrücke. Er sähe gar zu schlecht aus. Doch sei es kein körperliches Leiden, sondern irgend ein geistiger Kummer, der auf ihm liege. Sie hätte ihn, als er heute Mittag vom Bureau gekommen wäre, gefragt, aber er gäbe keine rechte Antwort. Nun komme er ja öfters in Werners Haus und die Frau Werner, die ja so scharf sähe, hätte vielleicht gemerkt, wo es ihrem Manne fehle.

„Das ist leicht zu merken,“ sagte diese. „Er fühlt sich von Frau und Kind losgerissen. Eine fremde Gewalt hat sich höchst unberechtigt dazwischengedrängt. Der Herr Schmidt hat aber von jeher ein weiches Gemüt gehabt und je mehr er Frau und Kind lieb hat und in ihrer Gemeinschaft früher glücklich war, desto unglücklicher fühlt er sich jetzt.“

„Frau Nachbarin, Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, aber ich muß es Ihnen sagen: Es hat mir gar nicht gefallen, daß Sie sich so sehr von Ihrer Schwester, der Frau Hofrätin, haben beherrschen und einnehmen lassen. Ihr Mann steht Ihnen dreimal näher, als Ihre Schwester, und wenn dieselbe einen noch so hohen Rang einnimmt. Es wäre Ihre Pflicht gewesen, Ihre Schwester das fühlen zu lassen und derselben ihre zweite oder dritte Stellung im Hause anzuweisen, dann wäre vieles Unglück vermieden worden.“

Frau Schmidt errötete heftig und sagte: „Sie haben ganz recht, Frau Werner, daß Sie mir es sagen. Ich habe mir auch schon viele Vorwürfe darüber gemacht, daß ich meinen lieben, guten Mann vernachlässigt habe und daß ich heute Morgen ihm neuen Kummer verursachte. Allein das ist es nicht, was ich meine. Gerade in dem Augenblicke, als er in das Haus trat, hat ihm

der Postbote einen Brief gegeben, und seit er denselben gelesen hat, ist er wie zerschlagen und hört und sieht nichts mehr.“

„Ja dazu weiß ich nichts zu sagen,“ meinte Frau Werner. „Es wird hoffentlich so schlimm nicht sein.“

„Ach mir ahnt nichts Gutes,“ meinte Frau Schmidt. „Mein Gewissen macht mir schwere Vorwürfe. Mir ist es, als müsse ein schreckliches Unglück geschehen.“

„Dann bitten Sie Gott, daß er Sie in Gnaden bewahren wolle,“ erwiderte Frau Werner.

Am Abend stellte sich wie öfters der Kassierer Schmidt ein, um auf dem Lehnstuhl am Ofen sitzend seine ihm zu Haus verwehrte Pfeife zu rauchen und von alten glücklichen Tagen zu reden. Er sah ungewöhnlich abgesspannt, müde und blaß aus. Obgleich Frau Werner sich alle Mühe gab, ihn zu unterhalten, gab er nur einsilbige Antworten und schwieg zuletzt ganz. Auch Karl, sein Liebling, der später dazu kam, vermochte trotz seinen anregenden Gesprächen seine Teilnahmslosigkeit nicht zu überwinden. Was ihm sonst nie geschah, seine Pfeife ging ihm mehrfach aus. Nachdem er sie wieder angezündet hatte, merkte er zuletzt nicht einmal, daß sie nicht mehr brannte. Er hörte sichtlich nicht, was gesprochen wurde und sah nicht, wie sich Mutter und Sohn besorgt ansahen. Dann seufzte er tief auf. Es schien einen Augenblick, als wenn er sprechen wollte, um sein schweres Herz zu erleichtern. Allein er unterdrückte es wieder und sah nach der Uhr. Es mußte schon später sein, als er dachte. Denn er nahm seinen Hut und rannte, was er sonst nie gethan, ohne Abschied zu nehmen, zur Thüre hinaus.

„Was ist dem Manne?“ fragte bestürzt Karl.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Frau Werner. „Heute

Mittag war die Frau Kassierer hier und erzählte, ihr Mann wäre durch einen Brief sehr erschreckt worden und wollte meine Vermutungen darüber erfahren, da ihr Mann nichts gestehe. Sie ist fast ebenso lange nicht dagewesen, wie Luise. Heute sind sie alle gekommen. Da drüben geht etwas vor, Karl. Die Not ist größer, als wir glauben. Wenn auch niemand von denselben unsere Hilfe direkt angerufen hat, so gemahnt mich ihr Kommen und ihr Wesen wie ein stummer, aber doch gewaltiger Hilfeschrei, der mir das Herz beklemmt. Es ist mir, als hätte Gott sie eigens zu uns herübergeschickt, und als sollten wir seine Werkzeuge sein, hier Hilfe zu leisten.“

Karl war noch aufgeregter, als seine Mutter, wollte es aber nicht merken lassen. „Du hast recht, Mutter. Ich glaube auch, daß schnelle Hilfe not thut. Aber wie? Weißt Du, wie mir unser Nachbar heute vorkam? als hätte er im Sinne, sich ein Leid anzuthun. Vielleicht war der Brief eine Ankündigung einer Kassensivitation. Vielleicht hat er in die Kasse gegriffen. Er hatte durch den Aufwand, den die Frauenzimmer führten, ungewöhnliche Ausgaben und der Leutnant mag auch manches gekostet haben.“

„O Gott im Himmel, das wird doch nicht sein,“ rief die Mutter.

„Unser Nachbar ist ein guter, frommer, gewissenhafter Mann,“ erwiderte Karl. „Aber die menschliche Schwäche ist noch größer, als die treueste Gewissenhaftigkeit, zumal wenn man den rechten Halt, der im Gebete und im Worte Gottes liegt, leichtsinnig aufgegeben hat, wie unser Nachbar.“

„Dann eile, laufe, rette, Karl!“ rief die Mutter. „Gott, wie es draußen stürmt.“

Ein eisiger Wind mit Schneegestöber fegte durch die Straßen der Stadt.

„Ja! wie aber, Mutter?“ fragte Karl in Hast und Ungeduld.

„Hier in der Kommodeschublade liegen noch zweitausend Thaler, die vor ein paar Tagen für den Bau in der Rheinstraße eingegangen sind und die noch nicht auf die Kreditbank getragen wurden. Nimm sie und suche den unglücklichen Mann zu finden!“

„Glaubst Du, daß er nicht nach Hause gegangen ist?“ fragte Karl, der seinen Ueberzieher anzog, während die Mutter die Papierscheine in eine Brieftasche packte.

„Nein,“ antwortete Frau Werner. „Es ist niemand dort zu Hause. Wenn er aber wirklich etwas Schlimmes vorhat, so ist er sicherlich nach dem Ballhause gegangen und hat noch einen Blick von den Seinigen zu erhaschen gesucht. Dort geht auch der Weg . . .“ Sie weinte.

„Eile, eile Dich, Karl!“

Sie wollte sagen: „Der Weg nach dem Flusse.“ Doch Karl überhörte das Schreckliche. Seine Gedanken waren durch anderes eingenommen.

„Was soll das Ballhaus?“ fragte er. „Luise ist doch nicht auf den Ball gegangen?“

„Ei freilich; die Tante, die Mutter und Luise.“

„Heute Morgen bei unserer Andacht mit Thränen in den Augen und den Abend auf dem Ball! Mutter, sie ist für mich verloren.“

Der starke, junge Mann wurde leichenblaß. Man sah, wie sein Gemüt auf das Heftigste erschüttert war.

„Aber den Vater will ich ihr zu retten suchen,“ rief er sich sammelnd und stürzte hastig zur Thüre hinaus.

Trotz seiner Aufregung sah Karl, daß das Nachbarhaus völlig dunkel war. Seine Mutter schien das Richtige

getroffen zu haben. Er lief förmlich durch die wegen des Unwetters ziemlich leeren Straßen.

Endlich erreichte er das Ballhaus, aus dem rauschende Musik ihm entgegenschallte. Durch die hohen, hell-erleuchteten Fenster des Saales sah man die Schatten der Tanzenden.

Dem jungen Manne grauste es. Dort oben tanzt die leichtsinnige Tochter und für den Flitter, den sie trägt, sucht der unglückliche Vater den Tod in den eisigen Wellen.

Trotz der Kälte und des Schnees standen Neugierige an dem Hause. Karl traf Lene, die Schirme und Mäntel getragen hatte, und nachdem sie eine Weile der Musik zugehört, im Begriff war, heimzugehen.

„Ist Herr Kassierer Schmidt nicht hier?“ fragte hastig Karl.

„Er war hier. Er muß sogar oben im Tanzsaal gewesen sein. Im Augenblick ist er fortgegangen. Dort geht er ja noch. Jetzt biegt er um die Ecke, wo die Gaslaterne brennt.“

Karl jagte ihm mit Bindeseile nach. Aber auch der Kassierer eilte. Er merkte, daß jemand hinter ihm drein kam und wollte um keinen Preis gesehen sein.

Auf diese Weise liefen sie eine zeitlang einander nach. Karl schien den Flüchtigen schon in der nächsten Minute erreichen zu können, als derselbe in einem winkeligen Häusergewirre plötzlich verschwand.

Karl geriet in die schrecklichste Angst und Verlegenheit. Er lief hin und her und suchte und forschte nach dem Verlorenen in den nächsten Gehöften und Gassen, allein all sein Mühen und Suchen blieb vergebens. Der Verlorene war verloren. Zuletzt blieb Karl sinnend stehen, ein Opfer der stürmischen Gefühle.

Die Besorgnis für den Vater, seine Angst um die Tochter und sein eigenes Elend durchwogten abwechselnd seine Brust.

„Ach, was ist das Leben?“ Auch an ihn trat eine Versuchungsstunde. Allein er hob seine Augen vertrauensvoll zum Himmel empor.

„Gott, Vater, Du wirst helfen!“

Siehe, da legte sich eine Hand leicht auf seine Schulter und eine ihm so wohl bekannte geliebte Stimme sagte: „Karl! Es ist gut, daß ich Dich treffe. Du mußt mir meinen Vater suchen helfen.“

„Luise!“ rief Karl. Ueberraschung, Schmerz, Freude, alles klang durch diesen Ton. „Sage, wie kommst Du hieher? Ich glaubte, Du wärest auf dem Balle?“

„Ich war auch auf dem Balle, aber ich habe nicht getanzt.“

„Ach Karl, gieb mir ein wenig Deinen Arm. Ich bin so sehr gelaufen und die Angst macht mich ganz schwindelig.“

Auch Karls Arm zitterte, als er den Arm des Mädchens in seinem Arm zittern fühlte.

„Ich wollte durchaus nicht hingehen,“ erzählte weiter Luise. „Doch die Tante hat mich und die Mutter geradezu gezwungen. Ich dachte immer, was Du, Karl, dazu sagen würdest, und ob es recht wäre vor dem lieben Gott.“

Jetzt zitterte auch das Herz Karls.

„Als ich in den glänzenden Saal trat und alle die vor Lust und Vergnügen leuchtenden Gesichter sah und die lustigen Tanzweisen hörte, fiel mir das traurige, trostlose Gesicht meines Vaters ein, das derselbe den ganzen Tag gemacht hatte. Ich dachte so lebhaft an ihn, daß ich wirklich zwischen den Tanzenden hindurch sein

Gesicht auf mich gerichtet zu sehen glaubte, so voll Schmerz und Traurigkeit, daß ich weinen mußte.

Ich bekam jetzt einen Ekel an allem, besonders an den Herren, die mich mit ihren Zwickern angafften und zugleich eine Angst um den Vater, daß, als Tante die Mutter einer vornehmen Bekanntschaft vorstellte, ich mich davonschlich, meinen Mantel umwarf und heimeilte. Eben war Lene dort auch angekommen. Sie vermehrte noch meine Angst, indem sie erzählte, Vater hätte den ganzen Abend in seinem Zimmer mit sich selbst gesprochen und sich einen „verlorenen Mann“ genannt. Er hätte öfters einen Brief gelesen und dann das Gebetbuch seiner Mutter hervorgeholt und laut daraus gebetet.

Ich sagte: „Wenn wir nur den Brief hätten.“ Darauf suchte Lene, während ich mich ein wenig umkleidete und fand ihn richtig. Er ist von (Sie nannte den ärgsten jüdischen Bucherer in der Stadt.) Von ihm hat Vater wahrscheinlich durch den Aufwand, den wir wegen der Tante führten, Geld auf Wechsel aufgenommen. Die Wechsel sind nun fällig und der Jude schreibt, wenn sie nicht bis heute Abend neun Uhr ausgelöst seien, würde er morgen unser Haus und unsere Mobilien pfänden.“

„Gott sei Dank, daß es weiter nichts ist,“ sagte Karl aufatmend. „Nun, das ist doch genug,“ meinte Luise. Der Jude schreibt: „Mit dem Kassiererdienste ist es dann natürlich auch vorbei.“

„Komm nur!“ antwortete Karl. „Jetzt weiß ich auch, wo Dein Vater hingerahten ist.“

„Ja, hier herum muß der Jude wohnen,“ meinte Luise.

Sie gingen durch zwei dunkle, menschenleere Höfe und standen endlich vor einem uralten, dreistöckigen Hause, dessen Fenster nach alter Weise mit starken Eisenstangen

vergittert waren. In dem unteren Stocke, dessen Fenster so niedrig waren, daß sie dem Hofe fast gleich standen, war Licht, und wenn man, wie das junge Paar, an dieselben herantrat, konnte man durch die schmutzigen Scheiben sowohl sehen, wer sich im Zimmer befand, als auch hören, was dort gesprochen wurde.

„Da ist ja mein Vater bei dem Juden,“ rief Luise halblaut.

Ja er war dort, der Kassierer Schmidt und zwar stand er in sehr demüthiger, bittender Stellung da, während das harte Gesicht des grauen Bucherers triumphierend leuchtete in der Gewißheit eines nahen Sieges, den seine Habsucht feiern würde.

„Haben Sie Erbarmen, Seligmann!“ flehete Schmidt. „Es handelt sich bei mir um Ehre und Leben. Wenn Sie mich pfänden, verliere ich schimpflich meinen Dienst und ich weiß nicht, wie ich das ertragen soll.“

„Ich habe Ihnen gesagt, Herr Kassierer, daß ich mein Geld haben muß und daß ich nicht länger warten kann. Warum haben Sie nicht gesorgt für Geld bei Zeit und haben sich verlassen auf die Gutthätigkeit des alten Seligmann? Der Seligmann soll alles machen. Der Seligmann muß Geld schießen, um dem Leutnant die Schulden zu decken; der Seligmann muß Geld schießen, um die teuren Stunden und die teuren Kleider der Tochter zu bezahlen; der Seligmann muß Geld schießen, weil der Aufwand im Hause die Einnahmen übersteigt. Wenn nun der Verfalltag kommt, und Seligmann das Geld haben will, dann heißt es: „Seligmann, warte noch ein Weilchen!“ Und der Seligmann läßt sich erweichen, doch er will haben seinen Profit, denn das ist sein Geschäft. Dann heißt es: „Ich bin ein verlorener Mann,“ und man will mir die Verantwortung zuschieben.

Was kann ich dafür, wenn Leute über ihren Stand hinaus leben? Heißt es nicht schon im Sprüchwort: „Zuvor gethan, hernach gedacht, hat manchen in groß Leid gebracht?“ Aber Sie werden es besser wissen, als ich. Denn Sie sind ein gelehrter Mann, Herr Kassierer, und ein frommer Mann dazu.“

Der Kassierer krümmte sich über den Hohn des Juden, wie ein Wurm im Feuer. Doch war er gänzlich in seiner Gewalt. „Ich kann den neuen Wechsel nicht unterschreiben,“ rief er. „Es ist ja gerade das Doppelte meiner früheren Schuld. Und wenn ich in vierzehn Tagen, ohne Aufsehen zu erregen, kaum die einfache Summe aufbringen kann, wie ist mir es möglich, das zweifache Geld zu liefern? Und dann fordern Sie wieder neues und fordern so lange, bis ich am Bettelstabe bin und dem Tod und Verderben in die Arme renne.“ — —

„O Gott, o Gott, was habe ich gethan!“ Den Seufzer, den er ausstieß, hörte man draußen vor dem Fenster.

„Karl,“ fragte Luise mit bebenden Lippen und weinenden Augen, „ist da nicht zu helfen?“ Der Schmerz um den geliebten Vater ließ sie das Schweigen brechen. Als der Jude ihre teuren Stunden und ihre teuren Kleider erwähnte, hätte sie um keinen Preis zu sprechen vermocht, da hätte sie vor Scham in die Erde sinken mögen. O welche Schmach lag über ihrem Hause und wahrlich viel durch ihre Schuld!

„Vielleicht kann ich jetzt schon helfen,“ sagte Karl.

„Wie viel verlangt der Jude?“

„In dem Briefe stand etwas von zweitausend Thaler.“

„Wunderbar!“ rief Karl. „Da ist Gottes Finger.“

„Komm mit, Luise!“ Er faßte sie am Arme. Sie hatte sich in der Scham ihres Herzens wieder von ihm losgemacht.

Der überraschte Wucherer wollte, als es an seiner Thüre klopfte, dieselbe zuhalten und verriegeln, aber der starken Hand Karls wich sein Widerstand. Der Kassierer stand wie betäubt. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich seine Tochter am Arme Karls hereintreten sah.

Karl wandte sich direkt an den Juden: „Sie sind so freundlich,“ sagte er in seiner festen, bestimmten Art, „den Wechsel des Herrn Schmidt herauszugeben. Hier sind zweitausend Thaler, um seine Schuld zu decken. Prozente werden Sie wohl nicht weiter beanspruchen; dieselben werden Sie sich wohl schon reichlich genommen haben.“

Der Jude wollte Umstände machen. Denn es war ein schönes Geschäft, das so plötzlich seinen Händen entzwischen sollte. Aber Karl trat ihm mit drohender Strenge entgegen und sagte: „Bereiten Sie uns keine Schwierigkeiten, Seligmann, sonst könnte es leicht das schlechteste Geschäft werden, was Sie je gemacht haben. Wir haben Ihre ganze Unterredung vor dem Fenster mit angehört und wissen von dem famosen Wechsel, den Sie Herrn Kassierer Schmidt präsentiert haben.“

Der Wucherer gab mit feindseligem Blicke gegen den ernstesten jungen Mann, der ihm schon manches Opfer entführt hatte, den Schein heraus, wofür ihm Karl die zweitausend Thaler vorzählte.

Der Kassierer Schmidt war schon eine Weile im Freien, als er soweit aus seiner Betäubung erwachte, daß er seine Rettung übersehen konnte.

Er ergriff Karls Hand, und dieselbe pressend, daß es den Jungen fast schmerzte, sagte er mit vor Rührung gebrochener Stimme: „Karl, Du bist mein Lebensretter. Ich weiß nicht, wie ich Dir Deine Wohlthat vergelten soll.“

„Warum sind Sie nicht zu uns gekommen, Herr

Kassierer, wenn Sie in Verlegenheit waren? Sie wissen doch, Sie hätten bei uns keine Fehlbitte gethan. Haben wir uns doch immer fast wie eine Familie betrachtet, und ich Sie als meinen zweiten Vater."

"Es war vieles dazwischen gekommen," meinte Herr Schmidt. Aber da er daran dachte, fiel es ihm erst auf, wie vertraut seine Tochter Luise mit Karl daherging.

"Wie bist Du denn mit Karl zusammengekommen?" fragte er. "Ich dachte, Du wärest auf dem Ball."

Karl antwortete statt ihrer: "Wie sie mit mir zusammengekommen ist, das wollen wir ein anderes Mal erzählen, aber das wollen wir sagen, nicht wahr, Luise, daß wir jetzt immer zusammenbleiben wollen, wenn Sie uns Ihren Segen geben, Vater Schmidt."

"O Gott, o Gott, wie ist es möglich, daß mir heute noch solches Glück kommt!" fragte der Kassierer.

"Ach, Vater, glaube es ihm nicht. Es kann sein Ernst nicht sein. Wie kann er mich haben wollen, mich, die so klein, so schwach ist, daß ich mich vor mir selbst schäme."

"Und doch würdest Du mich zum Glücklichsten der Menschen machen, Luise, wenn Du mich ein klein wenig lieb haben könntest."

Sie waren eben aus den dunklen Höfen heraustrgetreten und eine Gaslaterne beleuchtete die öde Gasse. Luise blickte nach den Augen Karls, um eine Bestätigung seiner Worte zu finden und als sie dieselbe fand, rief sie in einem Tone des Entzückens, der gewiß alle Leute zum Stehen gebracht hätte, wenn solche dagewesen wären: "Karl!"

"Luise!" tönte es in gleichem Laute von den Lippen Karls, und zwei Menschen lagen sich am Herzen und feierten jene Augenblicke des schönsten und reinsten Glückes, das Gott den Menschenkindern auf Erden geschenkt hat.

Als Karl, Luise im Arm und den Herrn Kassierer an der Hand, in das elterliche Haus trat, rief er freudig: „Mutter, ich habe auf dem Wege, den Du mich geschickt hast, noch ein Kind für Dich gefunden und einen Vater für mich.“

Frau Werner erriet sofort, was er sagen wollte, und ihr Auge erglänzte in Freude, daß ihres braven Sohnes Wünschen und Sehnen sich erfüllt hatte. „Da bist Du ja außerordentlich glücklich gewesen, Karl,“ sagte sie, ihm die Hand pressend. Dann reichte sie auch dem Kassierer die Hand: „Die alten, schönen Zeiten wollen, scheint es, wiederkehren für uns, Herr Schmidt.“ Luise aber küßte und herzte sie und rief, sich die Augen trocknend: „Jetzt bist Du wieder ganz mein Luisechen.“

Während sie sich noch die nötigen Aufklärungen gaben, stürzte bleich und halb verzweifelt Frau Schmidt, gefolgt von Lene, zur Thüre herein. „Wo ist mein Mann?“ rief sie, und als dieser vortrat, wäre sie durch die plötzliche Freude beinahe ohnmächtig geworden. Ein heißer Thränenstrom erleichterte ihre Aufregung. Laut weinend warf sie sich ihrem Manne an die Brust und rief: „Nie, nie mehr soll etwas Fremdes zwischen uns treten und zwischen uns und unseren Gott. Das gelobe ich Dir, Zacharias, feierlich in dieser Stunde.“

Als Frau Schmidt ihre Tochter in dem Ballsaal vermißte, war sie so voll Unruhe geworden, daß ihre Schwester sie auf das Unschickliche ihres Benehmens glaubte aufmerksam machen zu müssen. Als aber Luise immer nicht erschien, überließ sie die Geheime Hofrätin ihren vornehmen Bekanntschaften und lief schnurstracks heim. Dort fand sie Lene nicht sowohl in Angst um Luise, von der sie ja wußte, wohin sie gegangen war, sondern um

den Kassierer, von dem sie geradezu behauptete, derselbe sinne auf Selbstmord.

Frau Schmidt war nun auch nach dem Wucherer hingelaufen, und als sie dort alles dunkel fand, war sie wieder nach Hause gekommen, und als sie immer noch nicht ihren Mann traf, in Werners geeilt.

Sie hatte Höllequalen in der kurzen Stunde ausgestanden und schwer gebüßt für die allzu große Abhängigkeit gegen ihre Schwester. Um so größer war jetzt ihre Freude, als sie erfuhr, wie sich alles so herrlich gefügt hatte.

Es war ein fröhlicher Abend. Man vergaß ganz der Geheimen Hofrätin. Nur die treue Lene dachte an sie und entfernte sich heimlich, um ihr Zimmer zu erwärmen und sie einzulassen, wann sie käme.

Herr Kassierer Schmidt aber zog sein schwarzes Gebetbuch hervor und sagte: „Ich habe dieses teure Erbstück meiner gottesfürchtigen Eltern aus elender Menschenfurcht bei Seite gelegt gehabt, und es war gerade, als wenn ich damit dem Geiste des Verderbens Thür und Thor geöffnet hätte. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn mich nicht der barmherzige Gott im Himmel und treue Nachbarn gerettet hätten.“

Wie dieses Buch aber heute in meinen bängsten Stunden, als ich kaum noch beten konnte, mir die Worte geliehen hat, um zu meinem Herrn zu rufen, so soll es auch jetzt uns dienen, indem wir gemeinschaftlich Gott, dem aller Ruhm und Ehre gebühret, unseren tiefgefühltesten Dank darbringen.“

IV.

Am nächsten Morgen saß der Kassierer Zacharias Schmidt wieder beim Lampenschein vor dem gedeckten Kaffeetische und horchte dem singenden und tanzenden Kaffeekessel zu, während er massenhafte blaue Ringel aus seiner Pfeife hervorholte. Er träumte aber nicht mehr von der Vergangenheit, sondern von einer heiteren Zukunft. Sein Gesicht hatte einen fast kindlich fröhlichen Ausdruck.

Vor ihm lag seine Bibel und sein Gebetbuch, aber er stützte die Faust nicht mehr darauf. Er wußte, daß auch ohne das keine Macht der Erde ihn abhalten würde, seine Pflicht als Priester des Hauses zu thun. Er erschrak nicht mehr über jeden Tritt auf der Treppe. Er hatte noch eben gelesen: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht können töten, fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle!

Die Geheime Hofrätin trat auch nicht mit dem selbstbewußten Stolze wie sonst auf. Ihr Gesicht zeigte vielmehr etwas Scheues, Zaghaftes, so daß sie vielmehr ihrer Schwester glich. Sie widersprach auch nicht, als der Kassierer, ohne zu fragen, den Hausgottesdienst abhielt. Doch nach dem Frühstück raffte sie wieder allen Stolz zusammen und machte die Mitteilung, sie würde heute noch abreisen. Sie folge der Einladung einer guten Freundin.

In der That reiste sie noch desselbigen Tages mit ihren sämtlichen Seidenkleidern und Hutschachteln ab.

Die noch immer grollende Vene rief ihr ein „Glück auf den Weg“ nach und sagte: „Es ist gut, daß sie fort ist, die alte Friedensstörerin. Sie hätte doch noch manches Unheil angestiftet. Aber spaßig war es, wie sie

vor dem Hausgottesdienst scheute. Manche Leute laufen vor der Bibel davon, wie kleine Kinder, wenn sie den Stock sehen.“

Der Frau Schmidt und Luise that es in gewisser Art leid, daß ihre nahe Verwandte, die sie als Hausgenossin aufgenommen hatten, in halbem Unfrieden von ihnen geschieden war und doch atmeten sie erleichtert auf. Sie fühlten sich noch in manchem schwach, und der Kampf mit dem stolzen Weibe wäre ihnen bei ihrer rücksichtsvollen Art nicht leicht geworden.

Am meisten bedauerte der Kassierer den Weggang seiner Widersacherin.

Der erste Sieg, den er erfochten hatte, hatte ihn begierig nach weiteren Siegen gemacht. Er hatte sogar den kühnen Gedanken, sie noch ganz für das Reich Gottes zu gewinnen.

Frau Werner meinte: „Es ist möglich, daß man auf sie hätte einwirken können, aber sie wäre doch noch lange ein störendes, ja ein gefährliches Element im Hause gewesen.“

Karl sagte: „Ich glaube, sie kommt wieder. Die Freundschaft der Welt ist nicht von langer Dauer. Man bekommt sich gegenseitig schnell satt. Wer aber den Frieden eines frommen Hauses geschmeckt hat, den zieht es immer wieder dahin zurück, wie den Seemann aus dem stürmenden Meere nach dem sicheren, stillen Hafen.“

Karl sollte Recht behalten.

Sie kam wieder. Aber Karl und Luise waren während dessen längst ein glückliches Paar geworden und die Alten freuten sich in frommer Gemeinschaft an dem Glück der Kinder. Wie die helle Sommersonne draußen über Flur und Wald, so lachte Friede und Liebe in beiden Häusern. Da kam sie wieder angefahren, die

Frau Geheime Hofrätin. Doch die Hutschachteln hatten böse Löcher und Büsse erhalten und die seidenen Kleider waren arg mitgenommen worden. Auch ihr stolzes Herz hatte bittere Erfahrungen gemacht und noch stärkere Stöße und Büsse erlitten als Schachteln und Kleider. O wie war sie manchmal gedemütigt worden, und ihr eigener Sohn, dem sie doch alles opferte und fast ihre ganze Pension zuschob, war hart und grausam gegen sie gewesen. Ja er schämte sich ihrer. Sie mußte es.

O wie that es diesem mißhandelten Herzen wohl, als sich nun so viele Hände ihr liebend entgegenstreckten und so viele wahre, warme, herzliche Willkommensworte ihr entgegenklangen. Sie weinte bittere und doch selige Thränen.

Sie wurde von da an ein höchst verträglicher Hausgenosse.

Ja der Kassierer Schmidt erlebte noch den Triumph, daß die Hofrätin ihm Bibel und Gebetbuch morgens eigenhändig auf seinen Platz legte.

Wie oft ging sie in Werners. An den Bestrebungen Karls in seiner Sorge für die Arbeiter und die Arbeiterfamilien nahm sie regen Anteil. Und wer sie so sah, wie sie demütig die Arbeiterkinder unterrichtete und ihnen die aufgegebenen Sprüche und Lieder abhörte, der erkannte sie nicht wieder.

„Warum konnte ich nur so lange zögern, dieser Frau Gottes Wort vorzulegen?“ fragte der Kassierer seinen Schwiegersohn. „Weil Sie selbst nicht so fest an die Kraft des Wortes Gottes glaubten, sondern es erst haben lernen müssen,“ entgegnete ihm Karl. Wir können nicht genug uns das Wort des Apostels Paulus zu eigen machen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.“



III.

Ein heilsamer Schrecken.

Draußen weht ein eiskalter Wind und durchfröstelt den dünnbekleideten Wanderer, der durch die Nacht über knirschenden Schnee dahineilt. Drinnen im Zimmer ist es aber auch nicht behaglich, denn im Ofen glimmen nur noch ein paar einsame Köhlchen in der Asche, und wenn die bleiche Frau an das Fenster geht, um zu sehen, ob ihr Gatte, den sie schon Stunde auf Stunde erwartet, immer noch nicht kommt, muß sie mit ihrem Atem zuerst eine lichte Stelle in das Eis an den Fensterscheiben hauchen.

„Er sitzt wieder irgendwo im Wirtshaus mit seinen ‚Kumpanen‘ zusammen und kann nicht loskommen,“ seufzt die Frau und schleicht auf ihren Stuhl zurück, um ihre unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen. An der Tisch-ecke steht ein armes Dellichtchen auf einem umgestürzten Topf. Darüber beugt sich tief das abgehärmte Gesicht der Frau, denn sie stopft Strümpfe für ihre Kinder und muß genau sehen. Auch machen unwillkürlich hervorquellende Thränen ihr die Augen trübe. Sie träumt und sinnt und denkt vergangener schönerer Tage.

Plötzlich aber wird sie aus ihrem Träumen aufgeschreckt durch einen Hustenanfall von einem ihrer Kinder.

Es ist einer jener krampfartigen Erstickungsanfälle, die mit dem Keuchhusten verbunden sind. Sämtliche

vier Kinder haben den Keuchhusten, das eine stärker, das andere schwächer.

Der Frau steigt vor Angst und Aufregung alles Blut zum Kopf. In zitternder Hast sucht sie nach einem Linderungsmittel und findet keines und wirft flehende Blicke zum Himmel empor.

Endlich weicht der Anfall und das Kind sinkt wieder sofort in Schlaf, aber die Frau weint jetzt laut hinaus im Gefühl ihrer Verlassenheit, das durch ihre Angst und Sorge um den Mann und die Kinder fast bis zur Verzweiflung gesteigert wird.

Im Wirtshaus aber heißt es: „Hanjör! trink noch einen Schoppen! Stopf Dir noch eine Pfeife! Wir machen noch ein Spielchen zusammen. Wir kommen noch früh genug heim.“ Und es wird dann noch ein Schoppen getrunken und noch eine Pfeife gestopft und noch ein Spielchen gemacht, bis der Wirt selbst schläfrig zum Heimgehen drängt.

Aber bis der Hanjör, der noch durch Feld und Wald gehen muß, sein Dorf und sein Haus erreicht, hat der Wächter „Zwei“ geblasen.

Bis dahin hat auch die Frau daheim gefroren, geweint, gewartet und gebetet.

Es liegt ein unendlicher Schatz von treuer Liebe in einem Frauengemüt. Selbst solche rohe, selbstfüchtige Menschen, wie der Hanjör einer war, vermögen ihn kaum zu erschöpfen.

Die Frau war froh, als sie ihren Mann kommen hörte und hatte nicht einmal ein hartes Wort für ihn, sondern huschte ins Bett, putzte die Thränen ab und stellte sich schlafend.

Der Hanjör konnte es nämlich nicht leiden, wenn seine Frau seinetwillen wach blieb. Noch weniger konnte

er Thränen vertragen. Beides schien ihm einen geheimen Vorwurf zu enthalten. Aber Vorwürfe duldete der Hanjör um keinen Preis. „Die mache ich mir selber,“ pflegte er zu sagen. Doch schienen die Vorwürfe, die sich der Hanjör selber machte, merkwürdig wenig zu nützen.

Der Hanjör war zu seiner Zeit der flotteste und reichste Bursche des Dorfes gewesen, sogar mit einer Art Bildung behaftet. Denn er hatte zwei Winterhalbjahre die Ackerbauschule in der Hauptstadt besucht, und als er heimkam, wußte er eine ganze Menge Anekdoten und Redensarten, die er bei jeder Gelegenheit anwandte. Das Biertrinken und den Biercomment verstand er gründlich, aber auch das Weintrinken. Ebenso konnte er eine ganze Reihe der feinsten Kartenspiele spielen, während die Bauern nur „zwickten“, oder sich höchstens zu einem „Solo“ verstiegen. Sogar im „Fluchen“ war er feiner. Wenn er sein zartes Schnurrbärtchen drehte und sein Donnerrr—wetterrr—herauschnarrte, so klang das ganz anders, als die breiten heimischen Flüche. Seine Kleider saßen ihm wie angegossen, und da er reiten gelernt hatte, trug er Sporen an den Stiefeln.

Es fehlte nur noch das Jagdgehen, dann war der „Acker-Baron“ fertig. Und dieses lernte er schnell genug: Er pachtete eine Jagd und wurde Mitglied aller Jagdgesellschaften der Umgegend und trug als leidenschaftlicher Jäger nur noch graue Zuppen mit grünen Aufschlägen, hohe Jagdstiefel und einen grünen Schützenhut mit einer seltenen Feder verziert.

Natürlich war er dabei heftiger Fortschrittsmann und eifriges Mitglied von allen Vereinen und landwirtschaftlichen Kasinos und las neben dem Amtsblättchen noch eine politische Zeitung, den Landmann und die Gartenlaube.

In die Kirche ging er selten, dagegen versäumte er keinen Jagdschmaus und keine Vereinsversammlung, und mußte stets, wo das beste Bier war und wo man den reinsten Wein trank.

Sein Vater, der seine Freude an dem flotten Sohn hatte, ließ ihn gewähren und glaubte genug für ihn gethan zu haben, als er vor seinem Tode seinem Liebling zu einer schönen und reichen, aber auch braven Frau verhalf.

Jetzt, als der Alte tot war, und der Hanjör eine Frau hatte, die man sehen lassen konnte, denn sie hatte ein stattliches Aussehen und feine Manieren, ging aber erst recht ein flottes Leben los. Anna Elisabeth oder Annelies machte mit. Sie hatte eine einsame und stille Jugend gehabt und das Leben, was sich ihr bot, hatte für sie den Reiz der Neuheit. Wie wurde sie dabei überall geehrt und der Hanjör erschien wie eine Art Held.

Die Wirte machten vor ihm die tiefsten Bücklinge, denn er bestellte stets eine Flasche vom „besten“. Die Kellner liefen nur so, wenn er befahl, denn er gab stets die reichsten Trinkgelder. Alle machten ihm Platz, wenn er in irgend eine Gesellschaft kam, und Hunderte von Händen streckten sich ihm zum Willkommen entgegen. Mit allen mußte er trinken, mit allen anstoßen. Aber auch die Vornehmsten ehrten ihn und zogen ihn in ihre Gesellschaft und bewunderten die Frau mit Blicken und Worten.

Wie selbstbewußt ging er neben seiner stattlichen Frau einher, ein wahres Glückskind, der Hanjör.

Eine zeitlang that es gut so, daß die Herrschaft dem Vergnügen nachging, während das Gefinde nach Willkür hauste, denn es war viel Vermögen da. Aber dann kamen Verlegenheiten, zuerst kleine, zuletzt jedoch große.

Von seinen Besitzümern verkaufte der Hanjör nichts. Dazu war er zu stolz. Allein er nahm Kapitalien auf, solange Christen und Juden borgten.

Nach außen wurde noch lange der äußere Schein aufrecht erhalten. Aber während der Hanjör in den Wirtshäusern mit blanken Thalern um sich warf, fehlten daheim die Brotkreuzer.

Die Frau war es eigentlich, auf deren schwachen Schultern die ganze Not und Sorge des Hauses lastete. Ihre vollen, roten Wangen waren bleich geworden und ihre kräftige Gestalt war abgemagert. Sie entbehrte und sparte, während der Mann sich nichts abgehen ließ und durch Aufregung und Rausch sein Gewissen betäubte.

Die Annelies gedachte kaum noch der Zeit, wo sie mit ihrem Manne ausgegangen war. Sie war immer allein. Und doch war sie nicht allein, denn es hatte sich ein Häuflein Kinder um sie gesammelt. Aber wenn auch die Kinder nicht gewesen wären, so war sie doch nicht allein.

Sie hatte ein äußerlich unscheinbares und doch so unendlich reiches Buch gefunden, was sonst im Hause wenig beachtet worden war. „Die Anfechtung lehret aufs Wort merken.“

Die heilige Schrift war ihr eine unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Stärkung geworden. Und wenn sie auch viel verloren hatte, sie hatte noch mehr gewonnen. Sie hatte Demut, Geduld und Entsagung gelernt, und vor allen Dingen beten. Gott war bei ihr in ihren schwersten Stunden.

Bei aller Armut und äußeren Not hatte das brave Weib mit seinen Kindern eine Häuslichkeit aufgebaut, in der wahre Frömmigkeit und Liebe waltete und durch die der Friede Gottes wehete.

Und wenn der leichtsinnige Mann nur Augen dafür gehabt hätte, er hätte sein Glück, das er vergeblich bei seinen Saufbrüdern suchte, dort gesucht, wo es zu finden war.

Manchmal hatte der Mann wohl Gewissensbisse. Die Sanftmut und Geduld seiner Frau, ihre bleichen Wangen, ihre verweinten Augen, ihr beredtes Schweigen waren scharfe Stacheln, die sich selbst in das Herz dieses Selbstsüchtlings einbohrten. Er raffte sich hin und wieder auf. Allein es waren nur kurze Sonnenblicke. Dann sank er wieder in seine alte Gewohnheit und klagte über sein Unglück.

„Ich habe überall Pech,“ beliebte er sich auszudrücken.

Der äußere Schein selbst war nicht mehr zu halten. Die Not blickte aus zu vielen Löchern heraus. Der Stolz des Mannes wich. Er sank immer tiefer.

Schon längst hatte er keine Jagdpachtung mehr. Er lief nur so mit, wenn andere ihn einluden. Aber die Leidenschaft war einmal da. Er wurde ein Wilderer wie noch viele andere im Dorfe.

Durch den Verlust seines Vermögens hatte sich der Hanjör nichts erkauft, als daß er ein Trinker, ein Kartenspieler und ein Wilddieb geworden war.

Auf den Knieen hatte ihn das arme, geplagte Weib gebeten, er möge doch von diesem Verbrechen lassen. Er hatte es auch versprochen, zumal, als man eines Tages seinen besten Freund, den Hauptwilddieb des Dorfes, erschossen aufgefunden hatte. Wahrscheinlich war dieses das Werk des grimmen alten Försters, der die nahe gräfliche Jagd beschützte und der geschworen haben sollte, einen Wilddieb nach dem andern umzubringen.

Hanjör zitterte wohl eine Weile. Er liebte sein Leben sehr. Aber wer konnte auf die Versprechungen eines Mannes etwas geben, der der Spielball seiner Leidenschaften war?

So standen ungefähr die Dinge in der Zeit, in der wir unsere Erzählung begannen.

Die inneren Räume des großen Bauernhauses waren wirklich bettelhaft ausgestattet. Denn es war alles verkauft, was noch einigermaßen Wert hatte.

Selbst die letzte Kuh war vor einigen Tagen fortgetrieben worden und für die Milch der Kinder waren nur ein paar Ziegen zurückgeblieben.

Das Haus und die Güter selbst waren zwar noch Eigentum, aber nur scheinbar. Denn sie waren überschuldet, daß es nur eines Stoßes bedurfte und es fiel alles um.

Der Mann aber, der helfen sollte, saß den ganzen Tag im Wirtshaus und spielte Karten.

Rettung schien unmöglich, wenn Gott nicht half.

Es war schon ein Wunder Gottes, daß die Frau bisher nicht ihren Anstrengungen, ihren Entbehrungen, ihren Mängeln und Nöten erlegen war.

Die fröhliche, selige Weihnachtszeit nahete heran, jenes wunderbare Fest, das, so karg es von der äußeren Natur ausgestattet ist, sich mit am tiefsten in das Gemüt der Christenheit eingebürgert hat. Das Osterfest hat seinen Frühlingssonnenschein und sein wiedererwachendes Leben in der Natur, das Pfingstfest hat seinen Blütenduft und seinen Rosenhauch, während das Weihnachtsfest nur Eis und Schnee kennt und rauhe Winde und oft einen düster brütenden, nebeligen Himmel. Und trotzdem ist kaum eines dieser Feste heimischer geworden ebenso in den Hütten wie in den Palästen, wie in den Häusern so in den Herzen, als das Weihnachtsfest.

Es ist dieses wiederum ein Zeichen von der wunderbaren Kraft des Christentums, das nicht der äußeren Frühlingspracht bedarf, um ein Licht zu geben, das heller

leuchtet, als das Sonnenlicht und Leben und Blüten zu wecken, die unvergänglicher sind, als die armen Blüten der Erde.

Auch die Frau Annelies rüstete eine Weihnachtsfeier. Der Mangel und die Dürftigkeit des Hauses machten es ihr sehr schwer. Doch hatte sie bereits ein Bäumchen und auch Lichter daran. Ebenso hatte jedes der Kinder ein kleines Geschenk zu erwarten. Wo herrscht solche Armut, daß ein Mutterherz nicht mehr zu erfreuen und zu schenken vermag?

Doch ganz besondere Mühe hatte die Frau darauf verwandt, eine Anzahl Sprüche und Gebeten den Kindern beizubringen und einen Gesang mit ihnen einzuüben. Es war das uralte Weihnachtslied:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Und bring' euch gute, neue Mähr';
Der guten Mähr' bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.“

Annelies hatte eine geheime Absicht bei all diesen Vorbereitungen. Sie wollte mit dem Weihnachtsfest eine Art Genesungsfest verbinden, denn es war mit der Krankheit der Kinder sämtlich besser geworden, und zugleich eine Art Versöhnungsfest mit ihrem Manne, denn sie wagte zu hoffen, wenn er einmal den Frieden und das stille Glück ihrer Häuslichkeit geschmeckt hätte, würde er Gefallen daran finden und sich nach und nach vom Wirtshausleben zurückziehen.

O wie heiß hatte sie gebetet, daß es ihr gelänge. Wie viel Thränen hatte sie vergossen in den stillen Nächten, wann sie sein Weihnachtsgeschenk arbeitete. Wie hatte sie gedarbt, um ihm für den Abend seine Lieblingsspeise bereiten zu können.

Mit bangender Seele erwartete die Arme die Stunde, wann Hanjör ins Wirtshaus zu gehen pflegte. Wird er auch heute gehen oder wird er bleiben?

Ein eiskalter Schrecken drang bis in ihr Herz hinein, als sie sah, daß er sich anschickte fort zu gehen.

„Hanjör!“ sagte sie, und ihre leise Stimme zitterte vor Aufregung und ihre schönen sanften Augen füllten sich mit Thränen, „heute Abend bleib daheim! Ich bitte Dich herzlich drum. Siehe, ich bitte Dich nicht oft. Gewähre mir diese eine Freude! Schenk mir diesen einzigen Abend. Es soll mein Weihnachtsgeschenk sein. Ich habe wahrlich nicht viel Freude in der Welt. Doch ich klage ja nicht. Ich trage alles mit Geduld. Verdirb mir aber diese eine Freude nicht, wenn Du mich je lieb gehabt hast, Hanjör. Ich habe schon gar zu lange auf diesen einen Abend gehofft und gearbeitet. Thue es den Kindern zu lieb. Sie sind jetzt alle wieder gesund. Sie sollen doch auch wissen, daß sie einen Vater haben. Gelt Du bleibst, Hanjör?“

Ihre Stimme hatte während ihrer Rede eine Innigkeit angenommen, die wahrhaft überwältigend wirkte. Zärtlich legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

Aber der rohe Mensch riß sich los und sagte im barschesten Tone, die Augenbrauen finster zusammenziehend: „Was willst Du mich zurückhalten? Du weißt, daß ich für solche Dummheiten und einfältige Anschläge keinen Sinn habe. Wenn ihr singen und „plärren“ wollt, thut es für euch, ich mag es nicht leiden.“

Die Frau hatte bei diesen Worten ein Gefühl, als wäre ihr etwas im Herzen gesprungen. Sie that einen lauten Schrei und blickte ihren Mann mit so verzweifelten Augen an, daß derselbe, wenn er auch nicht die ganze Größe seiner Schändlichkeit empfand, doch fühlte, daß

er gemein und niederträchtig gegen dieses brave Weib gehandelt habe, das durch seine Geduld und seine liebende Opferfreudigkeit ganz anderes verdient hatte.

Trotzdem ging er.

Die Frau fiel auf einen Stuhl nieder und saß da völlig erstarrt, bis die Zärtlichkeit ihrer Kinder sie wieder zu sich brachte. Es währte überhaupt lange, bis diesmal Annelies das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfand.

Sie wollte sogar Gott zürnen, daß er ihr Gebet nicht erhört hatte. Sie konnte den Schmerz nicht verwinden, daß alle Hoffnungen dieses Abends zerstört seien.

O die Kurzsichtige, wußte sie schon gewiß, daß Gott sie nicht erhören würde und nicht erhören wollte?

Es mochte ungefähr 4 Uhr Nachmittags sein, als Hanjör nach dem Wirtshause ging. Er fand dort schon Gesellschaft vor, aber sie behagte ihm nicht. Ihm behagte überhaupt heute nichts. Das Getränk schmeckte ihm nicht. Das Kartenspiel langweilte ihn und die Gespräche, die geführt wurden, interessierten ihn nicht. Der Auftritt mit seiner Frau wollte ihm nicht aus den Gedanken kommen. Er hatte einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er selbst glaubte. Da brachte einer die Nachricht ins Wirtshaus, der alte Förster, der grimmige Hüter des gräßlichen Waldes liege an einer gefährlichen Lungenentzündung darnieder.

In Hanjörs Hirn tauchte eine Idee auf. Könnte er nicht die günstige Gelegenheit benutzen und einmal wieder in den Wald auf die Jagd gehen? Vielleicht brachte es ihm Zerstreuung?

Der Wirt besaß Hanjörs Jagdflinte und seinen Hund im Pfand für Trinkschulden. Doch gab derselbe beides gern einmal für ein paar Stunden in Hanjörs Hand. Hanjör war ja ein glücklicher Jäger und was

er verdiente, wanderte sicher wieder in den Geldkasten des Wirtshauses.

So sehen wir denselben Weihnachtsabend, auf den sich die Frau so gefreut hatte, den Hanjör statt seinem Gewissen zu folgen und heimzukehren, den Pfad des Verbrechers wandeln und als Wilddieb nach dem Walde schleichen.

Doch war ihm eigentlich nicht wohl zu Mute. Er mußte selbst nicht, wie es ihm war. So verzagt und so ängstlich wie heute hatte er sich nie in seinem Leben gefühlt. Selbst die Nacht und die Einsamkeit des Waldes erregten ihm ein Grauen, daß er hätte fliehen mögen. Jeder Windstoß erschreckte ihn und jeder plötzliche Lichtwechsel machte ihn beben. Alles, was er um sich wahrnahm, wurde für ihn zu unheimlichen Gespenstern.

Als ein Dorn ihn festhielt, mußte er mit Grausen daran denken, wenn es die Hand des erschossenen Freundes wäre, die ihn zurückhalten wollte. Aus einem wunderbar gestalteten Gebüsch nickte ihm das verzweifelte Gesicht seiner Frau entgegen und verwandelte sich gleich darnach in einen grinsenden Schädel. Wo ein dürrender Ast hervorstand, sah er das Gewehr des grimmen Försters auf sich gerichtet. Dabei schien stets eine gespenstige Gestalt neben ihm zu wandeln und ihm zuzurufen: „Gehe heim! Du gehst auf unrechten Wegen.“

„Unsinn!“ rief er laut und erschrocken dann über den Klang seiner eigenen Stimme.

„Ich muß einen Schluck Branntwein nehmen, dann wird es besser,“ dachte er, aber es ward nicht besser.

Er wäre unverrichteter Sache aus dem Walde zurückgekehrt, wenn ihm nicht gerade ein Rehbock dazwischen gelaufen wäre. Den schoß er. Allein er war von seinem Schuß selbst so erschrocken, daß er leichenblaß

wurde. Der Rehbock selbst lag wie Blei auf seinen Schultern.

„Ich bin wie verhext,“ murmelte er. Er atmete erst leichter auf, als er die Häuser des Dorfes wieder sah.

Doch plötzlich erschreckte er wieder. Er hatte einen Fußpfad gewählt, der längs dem Kirchhofe und dicht an dem Grabe des erschossenen Wilddiebes vorbeiführte.

Einen Nebenweg gab es nicht, zur Umkehr war es zu spät, auch schämte sich der Hanjör die Flucht zu ergreifen, und doch zagte sein Fuß.

Die Nacht war nicht gerade dunkel, aber auch nicht besonders hell. Der Schnee leuchtete zwar, aber über dem Mondlichte lag Gewölk. Doch vermochte man die Gestalt der einzelnen Kreuze und der Grabsteine recht wohl zu unterscheiden.

Der Hund Hanjörs war vorausgelaufen. Aber als er an das Grab des Wilddiebs kam, blieb er erschrocken stehen, dann lief er heulend zurück.

Was war das? Was hatte der Hund? Man sagt, die Hunde sehen Gespenster?

„Vorwärts Karo!“ rief Hanjör mit einer gewissen Unsicherheit in der Stimme. Aber der Karo lief nicht vorwärts, sondern machte einen großen Bogen durch die Gärten hin und lief dem Dorfe zu.

Was sollte der Hanjör thun? Er ging ängstlich noch ein paar Schritte weiter.

Siehe, da erhob sich wie aus dem Grabe des Wilddiebes heraus eine schwarze Gestalt, riesengroß, weit, weit über menschliche Größe hinaus.

Dem Hanjör lüfteten sich vor Schrecken die Haare auf dem Kopf. Entsetzen packte ihn und bannte ihn auf die Stelle, daß er sich nicht rühren und regen konnte.

War das der Geist seines früheren Freundes? Trat er ihm in den Weg, weil er noch immer die alten verbrecherischen Bahnen wandelte?

Hanjör konnte vor Angst kaum denken.

Da auf einmal erscholl eine Stimme, nicht oben von der Spitze der Gestalt herunter, sondern tief aus dem Grabe heraus, und es war seines Freundes Stimme.

„Hanjör, bist Du es?“ hieß es. „So komme herunter. Ich kann die Last mir nicht allein aufheben.“

Was wollte der Tote? Er schien den Hanjör in sein Grab hinunter rufen zu wollen.

Den Hanjör packte jetzt eine Furcht, die selbst sein Entsetzen überwand. Er warf seine Flinte und seinen Rehbock von sich und lief über Hecken und Gräben springend im weiten Bogen seinem Hund nach in das Dorf.

Vor seinem Hause stand er bebend still. Unwillkürlich hatte er seine Schritte dorthin gelenkt, statt nach dem Wirtshaus. Aus dem Grabe hatte man nach ihm gerufen, und wenn er denn sterben sollte, wollte er bei Frau und Kindern sterben.

Noch zitterte der Schrecken ihm durch alle Glieder.

Siehe, da drang heller Lichtschein durch die Fenster der Wohnstube. Seine Frau bescheerte eben den Kindern. Sie hatte sich spät dazu entschlossen. Doch wollte sie den Kindern die Freude nicht entziehen. Jetzt ertönte auch Gesang. Hell erklangen die zarten Kinderstimmen und dazwischen die wunderbar klangvolle Altstimme der Frau. Dem Manne dünkte es wie Engelgesang. Er lautete:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
Und bring' euch gute neue Mähr';
Der guten Mähr' bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut geboren,
 Von einer Jungfrau auserforn,
 Ein Kindelein so zart und fein,
 Das soll eure Freud' und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
 Der euch führet aus aller Not,
 Er will euer Heiland selber sein
 Und euch von Sünden machen rein.

Bei dem so gewaltig geängstigten Manne rief es: Dort ist der Himmel, hinter Dir ist die Hölle, die Dich hinunterziehen möchte ins kalte Grab. Neue Schauer packten ihn. Wie ein Verfolgter stürzte er in das Zimmer mit dem Rufe: „Rettet mich, rettet mich!“

Die liebevolle Besorgnis seiner erschrockenen Gattin und die Zärtlichkeit seiner Kinder, die sich bange um ihren aufgeregten Vater drängten, ergriff den hartgesottenen Sünder so, daß er zu schluchzen begann und schluchzend seine Abenteuer erzählte.

Die Frau wurde durch das Gehörte aufs tiefste erschüttert, einmal darum, daß ihr Mann, den sie doch nur im Wirtshaus glaubte, trotz seines Versprechens die Pfade des Verbrechens gewandelt war, dann aber, weil sie auf das deutlichste die Hand Gottes sah, die mächtig in das Leben ihres Mannes eingriff und ihn gegen seinen Willen doch noch zu ihrer Weihnachtsbescheerung hinführte. Ihr Gebet war erhört und wie wundervoll!

Es wagte darum die Frau voll Andacht und Ehrfurcht auf die Spuren göttlichen Wirkens hinblickend sich nirgends selbstthätig einzumischen, obwohl es sie drängte, die Angst ihres Mannes zu zerstreuen, ihn andererseits aber vorwurfsvoll zu fragen: „Hast Du so Dein mir gegebenes Versprechen gehalten, daß Du selbst am heiligen Abend in den Wald läufst, Wild zu stehlen?“

Sie schwieg über alle Vorgänge und that damit ganz gewiß das Klügste. Dahingegen führte sie ihren Mann in die Festfreude der Kinder hinein. Sie gab ihm die von ihrer fleißigen Hand für ihn gearbeiteten Geschenke und bereitete ihm, da er sich ermattet fühlte, seine Lieblingsspeise.

Dann wurden noch alle Sprüchelchen und Liedchen hergesagt und zuletzt gesungen. Ueber den Mann aber kam allmählig eine Sicherheit und eine innere Freudigkeit, wie er sie heute Abend gewißlich nicht für möglich gehalten hatte. Er empfand immer stärker, daß wenn er jenen finsternen Gewalten, die ihn geängstigt hatten, entfliehen wolle, er sich so eng wie möglich an seine eigene Familie anschließen müsse, daß dort ein heiliger Altar aufgebaut würde, hinter den er sich bergen und retten könne.

Am nächsten Tage, am Weihnachtsfeste gingen beide Gatten seit langer Zeit einmal wieder zusammen zur Kirche, und das einfache und ewig herrliche Evangelium von der Geburt des Heilandes und der großen Freude für alles Volk machte auf sein empfängliches Herz einen bedeutenden Eindruck. Seitdem sah man ihn sonntäglich, anfangs noch schüchtern, allmählich mit großer Freudigkeit an dem altväterlichen Plaze nahe der Kanzel, der so lange leer gestanden. Ja auf Charfreitag ging er mit seiner Frau wieder einmal zum heiligen Abendmahl.

Damit war aber der Kampf für den leichtsinnigen Hanjör noch nicht zu Ende, sondern er ging eigentlich erst recht an. Und wenn nicht noch manchmal die Erinnerung an den eisigen Schrecken jenes Abends die warnende Hand aufgehoben hätte und wenn ihm nicht durch Gottes Güte ein so treues, frommes und kluges Weib zur Seite gestanden hätte, der Mann wäre sicherlich

gar oft gestrauchelt und in seine alten Laster versunken. Es währte lange, bis seine Gottesfurcht und seine Gottesliebe so stark geworden waren, daß er selbständig seinen Weg gehen konnte.

Als er aber einmal diesen Standpunkt erreicht hatte, blickte er mit Abscheu und Schrecken auf sein früheres Leben zurück und wunderte sich oft über seine Thorheit, daß er den Engel, den Gott ihm in seiner Frau geschenkt hatte, nicht hatte erkennen können, und es war ihm schier unbegreiflich, wie er das öde, verkommene Wirtshausleben dem Glück und Frieden seines Hauses hatte vorziehen können. Jetzt wurde sein innerer Friede nicht mehr gestört. Er war durch Gottes Hilfe Sieger geblieben. Mit seinem inneren Wachstum wuchs zugleich sein äußerer Wohlstand. Er wurde, zumal ihm von seiner Frau noch eine ansehnliche Erbschaft zufließt, mit der Zeit wieder der reichste Bauer des Dorfes.

Jedesmal, wenn das Weihnachtsfest wiederkehrte und er gesund und froh mit seiner Frau im Kreise seiner Kinder saß, wurde die Erinnerung an jenen heiligen Abend doppelt lebhaft in ihm lebendig und er konnte recht mit einstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

* * *

Es waren schon viele Jahre vergangen, als der Spuck an dem Grabe des Wilddiebes sich auf eine sehr einfache Weise aufklärte. Der Mann, der unfreiwillig den Spuck verursacht hatte, hatte bis dahin geschwiegen, da sein Gewissen nicht rein war. Als er den Hanjör in abergläubiger Furcht fortrennen sah, hatte er den Rehböck und die Jagdflinte desselben für sich eingeheimst. Dieser Diebstahl schloß ihm den Mund. Endlich jedoch erzählte er es einmal und nun sprach sich die Geschichte

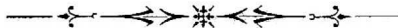
im Dorfe herum und kam so auch an Hanjör und seine Frau.

Der Mann war der Bruder des erschossenen Wilddiebes, daher die Aehnlichkeit der Stimme. Er war auf das Gerücht, daß der Förster krank sei, in den Wald gegangen und hatte sich eine schwere Last junger Tannen geholt, die er zu Hopfenstangen benutzen wollte. Als er den Hanjör hinter sich herkommen hörte, glaubte er, es sei am Ende doch der Förster, und er lief, um den Kirchhof zu erreichen, und sich dort mit seiner Last an dem Grabe seines Bruders zu verstecken, wo ihn, wie er rasch überlegte, ganz gewiß sein Mörder nicht auffuchen würde.

Als nun aber der Mann schon an dem Hund merkte, daß es nicht der Förster war und er den Hanjör an der Stimme erkannte, stellte er seine vorher niedergelegten Tannen wieder in die Höhe (das war die schwarze Spukgestalt) und rief dem Hanjör zu, er möge ihm die Last auf die Schultern heben helfen. (Das war die Stimme aus dem Grabe.)

Im Dorfe lachte man viel über die Geschichte. Aber die Ehegatten sagten, ernsthaft gestimmt, fast wie aus einem Munde:

„Wie wunderbar sind Gottes Wege.“



Das große Los.

I.

Man sagt ja wohl im Sprichwort: „Schuster, bleib bei deinem Leisten,“ aber ich glaube, man hätte mit demselben Recht sagen können: „Schneider, bleib bei deiner Scheer!“ Denn diese beiden Handwerke, die an der Bekleidung des menschlichen Körpers arbeiten und zu einer sitzenden Lebensweise verurteilt sind, leiden an derselben Unruhe und Beweglichkeit.

Nur ein Unterschied herrscht unter ihnen. Der grübelnde, aber auch energischere, schwarzblütigere Schuster hängt sofort sein Handwerk an den Nagel, wenn es ihm nicht mehr behagt. Man findet überall in den Ortschaften Leute in den verschiedenartigsten Lebensstellungen, die früher Schuster gewesen sind. Der ängstlichere, vorsichtigerer Schneider dagegen macht gern wohl einmal blau und spielt eine Zeitlang den nichtstuhenden großen Herrn, duckt sich dann aber wieder mit untergeschlagenen Beinen auf die Butik. Der mürrisch gewordene Schuster springt, wenn wir so sagen wollen, seitwärts ab, der eitle Schneider dagegen hüpfet bloß in die Höhe. Er ist der Junker Obenhinaus.

Natürlich soll mit dieser Charakteristik nicht der ganze ehrsame Stand der Schuster und Schneider angegriffen oder verunglimpft werden. Es sind diese allgemeinen Schwächen ja nicht für jeden notwendig. Es

giebt viele, ja sehr viele rühmliche Ausnahmen. Und jeder Schuster oder Schneider, der dieses liest, soll sich unter die Ausnahmen rechnen.

Von einem recht unruhigen Schneider übrigens, der aber doch zuletzt zur Ruhe kam, soll unsere Erzählung handeln.

Der junge Schneider Philipp Graff von Elhoff lebte in den behaglichsten Verhältnissen, die man sich denken kann, in der Stadt. Alles, was wenigstens ein ehrliches Schneidergemüt zu erfreuen und zu erregen vermag, besaß er. Er galt als einer der gewandtesten Zuschneider, die es gab. Sein Geschmack und seine Geschicklichkeit hatten eine wahre Berühmtheit erlangt, so daß die vornehme männliche Welt nur Kleider tragen wollte, die von ihm zugeschnitten waren und daß die bedeutendsten Schneidergeschäfte der Stadt sich wahrhaft um ihn rissen. Ihn als Zuschneider zu besitzen hieß fast so viel, als zugleich die beste Kundschaft zu besitzen. Er durfte fordern, was er wollte. Seine Einnahmen waren darum ganz enorm. Jeder Angestellte, ja mancher junge Arzt oder Advokat konnte ihn darum beneiden. Er kleidete sich nicht bloß sehr elegant, sondern er aß in einer feinen Restauration zu Mittag und Abend und behielt doch noch Geld übrig für Sonntagspartien, Theater, Bälle und sonstige Liebhabereien.

Uebrigens nicht bloß die Schneidergeschäfte stritten sich um den jungen Graff, sondern auch die sämtlichen Vereine der Stadt. Denn, was immer mehr zu den Seltenheiten wird, er sang einen trefflichen Tenor und wußte eben so wohl komische, als sentimentale Lieder zur Guitarre vorzutragen. Wenn seine Stimme nur etwas stärker gewesen wäre, wäre er auf die Bühne gegangen. So konnte er nur in Gesellschaft mit andern

Sängern oder in kleineren Kreisen singen, allein dort war er unbezahlbar.

Doch noch eine dritte Konkurrenz bestand um feinetwillen. Diese machten die „Damen“, wie heutzutage in der Stadt alle Mägde und Nähmädchen heißen. Er hatte eine hübsche Gestalt, die er durch seine Kleidung noch zu heben wußte, ein entzückendes, weiches blondes Schnurrbärtchen, eine Haut wie Milch und Blut und wohlgepflegtes Lockenhaar. Die niederen Damen waren sämtlich auf seiner Seite und hätten ihn sofort unbedingt genommen. Ja manches feinere Dämchen seufzte: „daß er nur ein Schneider ist.“ Sie hätte ihm sonst Herz und Hand geschenkt.

Der Zuschneider Graff war also eine vielgenannte, vielumworbene, vielbeneidete Persönlichkeit in der Stadt. Die Meister respektierten ihn. Die Vereine umjubelten ihn. Die Mädchen umseufzten ihn. Die Lehrjungen und jungen Gesellen schworen auf ihn. Er hätte, wie man sagt, vollauf glücklich sein können, aber er war es nicht.

Das Schneiderhandwerk genügte ihm nicht. Er wollte höher hinaus. Ein fast verzehrendes Verlangen erfüllte seine Brust. Er hätte gar zu gern die Rolle eines vornehmen, großen Herrn gespielt, wenn er nur gewußt hätte, wie? Warum war er auch als der Sohn eines armen Tagelöhners geboren? warum nicht als der Sohn eines hochadeligen Herrn? So war er für ewig an die Niedrigkeit gefesselt und an das Handwerk, das ihm so gering erschien, gebunden.

Der glücklichste Tag seines bisherigen Lebens war gewesen, als ihn einmal ein Kellner als Herr Baron anredete und behandelte. Derselbe bekam von ihm eine ganze Mark Trinkgeld, obwohl er ihm nur ein einziges

Glas Bier gereicht hatte. Daheim auf seinem Nachtsische lag das Leben Derflingers, der es vom Schneider zum Adel und zum Feldmarschall gebracht hatte und das Märchen von dem Schneider, der eine Königstochter heiratete.

Dorthin nahmen seine Träume ihren Flug. Um wenigstens äußerlich den Schein eines großen Herrn sich hin und wieder geben zu können, nahm er Reitstunde, bis er eine zierliche Figur zu Pferde spielte und gallopierte auf einem Mietsgaul in irgend ein entferntes Dörfchen oder Städtchen und trat, die Reitpeitsche in der Hand, sporenklirrend in die Wirtsstube, um dort von den Gästen angegafft und angestaunt zu werden.

Ebenso machte er verschiedene Kurse bei einem Tanz- und Anstandslehrer durch, um auf Bällen zu florieren und durch seinen feinen Anstand der Gesellschaft eine möglichst hohe Meinung von sich heizubringen. Er drängte sich dabei, wo er nur konnte, in die Nähe von Offizieren und jungen adeligen Herren, um sowohl ihre Redensarten abzuschnappen und ihr Benehmen zu studieren, als auch um die Welt glauben zu machen, er gehöre zu denselben.

Sein Logis lag ganz in der Nähe einer Herrschaftswohnung, wo eine der vornehmsten Familien der Stadt residierte. Dort saß er, wenn er nur Zeit hatte, um mit glühenden, gierigen Blicken nach den prächtigen Karossen, den erleuchteten Gesellschaftsräumen oder in die von glänzenden Frauen- und Herrengestalten belebten Parkanlagen hinunter zu schauen. Wenn er so träumte und wünschte, dann rang es sich sogar oftmals wie eine Art Gebet von seiner heißen Seele: Gott möge ein Wunder thun und ihn mitten in diese hohen

Kreife hineinversetzen. Zu welchen lästerlichen Annahmen ein solches geblendetes, verranntes Menschenherz Gott gegenüber fähig ist, ist gar nicht zu sagen. Es soll übrigens niemand über den verrückten Schneider hoffärtig die Achsel zucken. Das „Uebelbitten“ ist verbreiteter, als man meint. Wenn wir einst zur vollen Klarheit kommen werden, werden wir erstaunen, wie manches sündhafte Verlangen aus unserer Thorheit heraus zu Gott aufgestiegen ist.

Doch Gott meinte es besser mit unserm Schneider, als er selbst. Statt ihm den Willen zu thun und ihn zu erhöhen, ließ er zu, daß er auf die empfindlichste Weise gedemütigt und ihm nachdrücklich und warnend zugerufen wurde: „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ — „Schneider, bleib bei deiner Scheer“.

Der sonst so beliebte junge Mann hatte zwei grimme Feinde, der Altgefelle in seinem Schneidergeschäfte, der ihn um seine Geschicklichkeit und um die Gunst der Meisterstochter beneidete, und dann der Kutscher in dem Herrschaftshaus, dessen Küchenchatz zu viel nach dem schönen Schneider sah, und der eifersüchtig war, wie ein Türke. Beide kannten die wunde Stelle bei unserem Schneiderhelden und suchten ihn oft genug daran zu fassen, der Altgefelle feiner, der Kutscher derber. Der Altgefelle spionierte es fast regelmäßig aus, wo der junge Graff sich wieder eine Kraft zu geben und eine hohe Meinung von sich zu erringen suchte und trat dann unversehens mitten unter seine Bewunderer und sagte: „Komm, Philipp, wir Schneidergesellen passen nicht hierher,“ und zog den vor Wut fast berstenden mit sich fort. Der Kutscher dagegen stöberte alle möglichen Lieder von den Schneidern auf und sang sie, wenn er ihn in der Nähe wußte.

Der flotte Zuschneider mochte kommen oder gehen oder sich am Fenster blicken lassen, der Kutscher meckerte, so lange denselben seine Augen und seine Stimme erreichen konnten.

Doch die bittersten Erfahrungen, die unser Schneider in dieser Weise machte, konnten ihn nicht von seinen hochfahrenden Gedanken abbringen. Vielmehr wurde sein Verlangen immer heftiger und zugleich wich sein Herz immermehr von Gott ab. Wenn er abends aus dem Theater kam, wo er im „Faust“ den Mephistopheles gehört und im „Freischütz“ den Samiel gesehen hatte, dann mußte er daran denken, wenn der Teufel ihn auf eine Reihe von Jahren zum großen Herren machen wolle, dann würde er ihm auch dafür gerne seine Seele verschreiben. Er sann sich fast schwindelig nach Mitteln, sein Ziel zu erreichen.

„Reichtum,“ rief er, „ist der einzige Weg. Ich muß reich werden.“ Er setzte in alle Glückshäfen und Lotterien. Und siehe, war es wirklich der Satan, der seine Seele haben wollte, war es Gott, der höhere, uns unverständliche Wege in seiner unendlichen Barmherzigkeit mit ihm gehen wollte — „Er gewann das große Los.“

Der Altgefelle kam fast um vor Neid über den Glückspilz, dem alles zufiel. Er gab dem Schneiderjungen eine derbe Ohrfeige, als dieser in seiner Begeisterung sich erkühnte, zu sagen: „der Graff sei der einzige Mensch, dem er das große Los gönne.“ Die Küchenmagd zerkratzte dem Kutscher das Gesicht, als er noch immer meckerte und den Schneider necken wollte, und löste das Verhältnis mit ihm auf. Wer weiß, dachte sie, ob er dich nicht nimmt. Nicht umsonst blickte er immer so sehnsüchtig zu ihrem Hause herüber. Auch die Meisterstochter wurde noch lebhafter als sonst und

gab sich nun doppelte Mühe, um ihrem schönen Gesellen zu gefallen.

Dagegen war ein anderes Mädchen, das weinte laut auf, als sie hörte, daß der junge Graff das große Los gewonnen habe. Sie kannte ihn besser und hatte mehr Recht auf ihn, als eine andere in der Stadt. Sie war auch aus Elhoff und hatte seinen Vater und seine Mutter gekannt und sie ebenfalls Vater und Mutter genannt. Als kleines Waisenkind war sie in ihr Haus gekommen und bis zum Tode der Pflegeeltern dort geblieben. Ihr waren, als sie noch unmündig war, von der frommen Mutter, wenn sie für ihren Sohn betete, auch die Händchen zusammengelegt worden. Von dieser Zeit an hatte sie bis jetzt, auch als die gute Mutter längst tot war, noch immer die Hände für ihren Pflegebruder zu Gott erhoben.

Ihre Gedanken beschäftigten sich sogar fast zu viel mit ihm. Allein sie entschuldigte sich selbst mit den Worten: „Eins muß doch an ihn denken, seit seine Mutter tot ist. Er hat doch niemand sonst in der Welt.“ Ihre braunen Augen schauten ihm ebensogut nach, wie so manche blaue, graue oder schwarze in der Stadt. Aber das muß man sagen, er war, so hochgestochen er sich sonst gab, auch freundlich und herzlich gegen sein liebes, kleines, schönes Pflegegeschwesterchen, das seit dem Tode seiner Eltern in der Stadt diente. Und wenn er auch an den Glutaugen der Meisterstochter wie ein stolzer Spanier vorüberging, für sie hatte er stets ein freundliches Wort, einen freundlichen Gruß und ein freundliches Geschenk und freute sich königlich, wenn ihre treuen Augen so aufleuchteten, und ein verklärter Schein über ihr demütiges Gesichtchen ging.

Wohl sah sie mit einer gewissen Sorge das Gefährliche seiner Vornehmthueri, aber ihr Herz war ein

guter Advokat. „Er ist doch im Grunde gut,“ sagte sie, „und wenn er sich mehr einbildet, so darf er es auch. Er ist geschickter und schöner, als alle anderen.“

Dagegen erschrak sie auf den Tod, als sie hörte, er habe das große Los gewonnen. Jetzt mußte sie, als hätte es ihr jemand gesagt, daß er verloren sei. Das Wort der Schrift schien auf ihn gemacht: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nehme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ Für sich verloren und für sie verloren! Ihre Träume zerrannen wie Sand. So demütig sie war, hatte sie doch manchmal an ein kleines, liebes, sonniges Häuschen gedacht und an ihn als Hausherrn und sich als waltende Hausfrau. Schon zitternd vor Glück in der Aussicht, aber verschämt über ihren Stolz und ihre Anmaßung hatte sie schnell einen Vorhang über dieses Aussichts-fensterchen der Zukunft gezogen. „Nein, das ist zu schön, zu herrlich für mich. Das ist nichts für mich.“ Und doch hatte sie trotz des Vorhangs immer wieder durch das Fensterchen sehen müssen. Das war jetzt für immer vorbei. Sie weinte ärger, als an dem Grabe ihrer Pflegemutter.

Und nun kam er noch und wollte ihr von dem gewonnenen Geld geben. „Das ist Deine Aussteuer, wenn Du einmal heiratest,“ sagte er.

Da hatte sie ihn angesehen so gut und so treu und doch so schmerzerfüllt, wie ein von einer Kugel getroffenes, sterbendes Reh.

Der Schneider wurde feuerrot. Er merkte jetzt erst, wie sehr ihn dieses Mädchen liebte, und welche furchtbare Kränkung er demselben durch sein Anerbieten zugefügt habe.

Eine andere wäre auch über die beleidigende Zumutung, dieses Geld zu nehmen, aufgebraust und hätte es ihm vor die Füße geworfen, doch Käthchen Schmidt, so hieß sie, war dazu viel zu demüthig und anspruchslos. Er meinte es ja im Grunde gut. Aber das Geld nehmen, konnte auch sie nicht.

„Ich heirate nicht,“ sagte sie und wurde flammend rot dabei. „Ich kann darum das Geld nicht brauchen. Ich habe wirklich Angst auch vor dem Geld. Es ist sicherlich noch einmal Dein Unglück. Ich meine der Teufel stecke darin. Wirf es von Dir, Philipp!“

Der Schneider war leichenblaß geworden, aber er ging fort, als wenn er ärgerlich wäre. Er war aber nur erschüttert. Wie hatte das einfache Kind das mit dem Teufel gemerkt? —

„Philipp, Philipp!“ rief sie in höchster Angst.

Er drehte sich nicht mehr herum, allein er wußte, daß jetzt erst die Entscheidung seines Lebens gekommen sei, daß, als er von Käthchen schied, er auch von der Frömmigkeit seiner Jugend schied und sein guter Geist von ihm gewichen war.

II.

Wenige Tage nach diesem Vorfalle war der frühere Zuschneider Philipp Graff plötzlich aus der Stadt verschwunden, ohne daß er jemand gesagt hätte, wohin er sich wenden würde oder jemand seine Pläne für die Zukunft mitgeteilt hätte. Er wurde dadurch wieder von neuem der Gegenstand vieler Gespräche und Vermutungen. Einige Schwarzseher meinten, er sei vielleicht um seines Geldes willen ermordet und beraubt worden und prophezeiten, daß man bald irgendwo seinen zerstückelten Leich-

nam finden würde. Andere, besonders die Vereiner, behaupteten, er habe sich aus Geiz unsichtbar gemacht, um den verschiedenen Fäzchen und Traktements aus dem Wege zu gehen und schimpften nicht schlecht auf ihn. Andere wieder vermuteten, er habe sich eine Zeit lang entfernt, um den Schneider bei den Leuten vergessen zu machen und als großer Herr wiederzukehren, aber dieselben gelobten sich im Stillen, nie den Schneider zu vergessen und auch ihn gelegentlich wieder daran zu erinnern.

Alle übrigens waren der Ueberzeugung, daß er auf die eine oder andere Weise wieder zurückkehren würde. Nur eine wußte, daß er niemals zurückkehren würde — Rätthchen Schmidt.

Sie wußte, er hatte einen Strich durch sein Leben gemacht. Jetzt begann der zweite glänzendere Teil, sein eigentliches Dasein, wie er meinte. Das Vorleben war ihm nichts. Am liebsten hätte er es vernichtet und für immer der Vergessenheit anheimgegeben, damit es nicht in sein jetziges Sein hineinspucke und dasselbe trübe und schände. Er selbst würde, das fühlte Rätthchen, ganz gewiß nicht dazu beitragen, alte Erinnerungen und Beziehungen zu wecken, sondern mit einer wahrhaft ängstlichen Behutsamkeit und Hartnäckigkeit die alten Orte und die alten Personen seiner Bekanntschaft meiden, ja dieselben verleugnen, um sich nicht zu verraten. Er schämt sich seines Vaters, seiner Mutter, seiner Pflegechwester und seines Handwerks. Obwohl lebend, war er doch ein Toter, denn niemand, auch ihre Augen nicht, würden ihn je wiedersehen.

So wurde er denn mit der Zeit auch vergessen — eine Welle, die eine Zeit lang an der Sonne gegläntzt hatte und die dann untertaucht im Strom der Vergessenheit. Sowohl seine Feinde, als auch seine Freundinnen

vergaßen ihn. Der Altgefelle heiratete die Meisterstochter und der Kutscher die Herrschaftsköchin.

Doch wenn alle ihn vergaßen, Käthchen vergaß ihn nicht. Sie vergaß auch nicht, für ihn zu beten. „Er hat ja keine Mutter mehr,“ entschuldigte sie sich.

Eine tiefe Trauer lag auf ihrem Wesen. Ihr liebster Gang war, wenn sie sich einmal in ihrem Dienst freimachen konnte, nach Elhoff auf den Kirchhof an der Mutter Grab. Dort durfte sie sich, ohne daß es ihr jemand übel nahm, von Herzen ausweinen. Dort konnte sie auch noch inniger beten, als sonst.

Eines Tages traf sie dort den Pfarrer des Kirchspiels, zu dem auch Elhoff gehörte, der dort gerade eine Beerdigung hatte. Er sprach sie sofort an. Sie war eine seiner liebsten und besten Schülerinnen gewesen.

„Sage einmal, Käthchen,“ fragte er, „was ist das mit Deinem Pflegebruder? Wo ist er? Was treibt er?“

Käthchen wurde feuerrot. Sie hatte eben für ihn gebetet und in dem ersten Augenblick war es ihr, als hätte der Pfarrer in ihrem Herzen gelesen, dann aber ihren Irrtum einsehend, fuhr sie ängstlich auf: „Was ist es denn mit ihm?“

„Er hat neulich einen Geburtschein von mir verlangt, erwiderte der Pfarrer, und mir die Zumutung gemacht, ich solle statt Philipp Graff — Philipp Graf darin schreiben, und als ich es ihm rund abschlug, bekam ich später ein Schreiben von der Königlichen Regierung, wonach dem Philipp Graff gestattet war, den Namen Graf zu führen und wonach ich die nötigen Umänderungen in den Kirchenbüchern zu machen habe. Daraufhin habe ich ihm einen Geburtschein auf Philipp Graf lautend geschickt.“

Räthchen durchfuhr es wie mit einem elektrischen Schlag. „Er will sich zum „Grafen“ machen,“ sagte sie sich, aber dem Pfarrer sagte sie ihre Vermutung nicht, sondern fragte ihn nur: „Woher der Brief ihres Pflegebruders gekommen sei.“

Der Pfarrer nannte einen weitberühmten Badeort.

Eine Woche später trat eines morgens Räthchen, einen Dienstmann mit einem Schließkorb hinter sich, auf den Perron der Eisenbahn und nahm ein Billet nach dem genannten Badeort. Sie hatte dort durch einen Kommissionär eine Stelle als Hausmädchen in einem renommierten Bad- und Gasthause angenommen. „Wenn er noch eine Mutter hätte, brauchte ich nicht zu gehen,“ sagte sie. Es fiel ihr schwer, ihren bisherigen Dienst zu verlassen.

Der „Deutsche Hof,“ wohin Räthchen engagiert war, galt für das feinste Gasthaus in dem an glänzenden Häusern so reichen Badeorte. Er lag in der Nähe von den Kurhausanlagen und ragte mit seinen Veranda's und Altanen, umringt von duftigen Gärten, wie ein Schloß empor. Nur fürstliche oder sonst hohe Persönlichkeiten logierten dort. Darnach war auch die ganze innere Einrichtung der hohen und weiten Zimmer fürstlich.

Räthchen, welche noch niemals eine solche Verschwendung an kostbaren Teppichen und wandgroßen Spiegeln, an den weichsten Sesseln und Fauteuils, an den reichgeschmücktesten Schränken und Tischen, an Gemälden und Statuetten gesehen hatte, wunderte sich bei einer Kollegin über die merkwürdige Pracht des Hauses und über die reichen Toiletten und die hohen Namen der Bewohner.

„Haben Sie unseren Graf Elhoff gesehen?“ fragte dagegen das Zimmermädchen. „Noch nicht?“

„Dann haben Sie unseren feinsten und nobelsten Gast noch nicht gesehen. Der ist, wenn er auch nur ein simpler Graf ist, prächtiger und nobeler als alle unsere Fürsten und Herren. Schade, daß er so bald fort geht!“

„Heißt er nicht mit seinem Vornamen Philipp?“ fragte Käthchen, die bald rot, bald blaß wurde vor Aufregung. Wer konnte dieser Graf Elhoff anders sein, als ihr Pflegebruder?

„Gewiß, Philipp. Sehen Sie, da haben Sie auch schon von ihm gehört. Ja, ja, es wäre merkwürdig, wenn jemand noch nichts von ihm wüßte. Hier kennt ihn jedes Kind. Die Leute sammeln sich, wenn er ausfährt oder ausreitet, um ihn zu sehen. So berühmt ist er. Sie nennen ihn den schönen Grafen. Seine Kameraden aber heißen ihn den schönen Philipp. Früher haben sich manche geschämt, weil sie den ordinären Namen Philipp hatten, jetzt, weil der Graf so heißt, sind sie stolz auf ihren Philipp und es möchte jeder so heißen.“

Am meisten verehren ihn die Damen. Es ist aber auch kein Wunder — eine solche Nobleffe in der Erscheinung, eine solche Feinheit in den Manieren — die giebt es einfach nicht wieder. Dabei tanzt und singt er wie ein Engel. Er hat auch die reichste und schönste Partie in der Stadt davongetragen. Seit einer Woche ist er mit der einzigen Tochter des unendlich reichen Herrn von Buchol verlobt und in ein paar Wochen soll die Hochzeit sein.

Das war früher ein Rennen und Laufen und Freien um das schöne und reiche Fräulein von Buchol. Man konnte meinen, das Schicksal der Welt hinge davon ab, wen sie nähme. Man hörte gar nichts anderes mehr.

Die Herren Offiziere ließen sich fast die Beine ab, um ihr zu gefallen. Am meisten Hoffnung soll ein adeliger Assessor gehabt haben. Aber als unser Graf erschien, stach er sie alle aus.

Natürlich der Grafentitel zieht schon ganz anders, als Lieutenant und Assessor, besonders da der Herr von Buchol ein neugebackener Adeliger ist. Sein Vater soll einfach „Buckel“ geheißen haben und Hausknecht gewesen sein.

Auch hätte der Graf zwei Ahnen mehr gehabt, als der Assessor. Der Portier, der gut mit mir steht, hat mir es einmal weitläufig auseinandergesetzt, aber ich weiß es nicht mehr.“

Räthchen hatten diese Nachrichten ihrer schwatzhaften Kollegin das Herz so beklommen gemacht, daß sie fast weinte. Eine Welt von Gedanken stürmte auf sie ein.

„Der Wagen für seine Exzellenz den Grafen von Elhoff ist bereit,“ hieß es von unten herauf.

„Ja, jetzt können Sie ihn sehen. Wir wollen uns ein wenig in die Ecke drücken.“

Räthchen wußte nicht, ob sie bleiben oder fliehen sollte. Aber da wurden von einem reich betretenen Kammerdiener die Flügelthüren eines Salons aufgerissen und mit elastischem Tritte kam ein so vornehmer, eleganter, stolzer, schöner Herr daher, daß sie ihn kaum wieder erkannte. Der frühere Schneidergeselle stand in der Blüte seiner Kraft und männlichen Schönheit, und was Kunst und Kleidung vermochten, um seine äußere Erscheinung zu heben, hatte er gethan. Dazu gaben ihm die vollendeten Formen und die Feinheit der Bewegung, die er glücklich der feinen Welt abgelauscht hatte, das Aussehen eines großen Herren. Vielleicht war seine Kleidung zu zierlich, modisch, und etwas Be-

obachtendes in seinem Auge raubte ihm einiges von seiner Sicherheit.

Räthchen atmete tief auf, als er vorüber war. Sie hatte den Atem angehalten, als wenn sie sich dadurch vor ihm verbergen könne. Aber er hatte sie nicht gesehen. Die Bediensteten in einem Hotel waren für ihn nur Luft.

„Könnte ich seine Braut einmal sehen?“ fragte Räthchen ihre neugewonnene Bekannte.

„O ja! Möglicherweise heute Abend schon beim Feuerwerk am Kurfaal. Ich glaube, daß wir ausgehen dürfen. Außen von dem Gitter aus kann man den ganzen Platz übersehen. Vielleicht geht auch der Portier mit.“ —

Ein wonniger, kühler Abend war einem heißen Sommertage gefolgt. Aus den dumpfen Gassen der Stadt drängte das Volk nach den luftigen Laubgängen der Kuranlagen. Der herrliche Platz vor dem Kurhause freilich und die nächsten Promenadenwege rings um den mit hohen schattigen Bäumen und dichtem Gebüsch eingefassten Teich waren den meisten verschlossen. Dort saßen nur die Bevorzugten, mit allen Sinnen dem Genuß hingegeben. Sie atmeten den mit Blütendüften durchdrungenen, erfrischenden Abendhauch, während sie mit trunkenem Auge in das Lichtermeer hineinblickten, das wie Sterngefunke aus dem dunklen Laubwerk hervorleuchtete und sich zauberisch in den Wassern wiederpiegelte. Dabei schlürften sie kühlen Wein oder köstliches Eis und horchten auf die süßen, lockenden Töne oder das mächtig anschwellende Klauschen kunstvollendeter Musik.

Das zuschauende Volk stand draußen wie vor den Pforten eines verschlossenen Paradieses. Aber doch sahen sie die seidenumrauschten, schönen Frauen, die eleganten

Männergestalten, beleuchtet von den taghellen Strömen des elektrischen Lichtes, und so weit das Gebüsch es gestattete, die platzenden Raketen, die knallenden Leucht-
kugeln und brausenden Feuerräder und die hohe Wasser-
fäule des aus dem Teiche sich erhebenden Springquells,
der, beleuchtet von bengalischen Flammen, in Milliarden
von Feuerfunken auseinanderzustieben schien.

Jetzt schnaubten feurige Rosse heran. Leichte Chaisen
knirschten im Sand.

„Der reiche Herr von Buchol — der Graf von
Elhoff und seine Braut“ hieß es in der Menge. „Sie
kommen eben erst.“

Schon wie der Portier ihnen die Thür öffnete und
wie man drinnen ihnen Platz machte und sie ehrerbietig
grüßte, konnte man sehen, in welchem Ansehen die neu-
angekommenen Gäste standen. Aber auch da draußen
wollte sie jeder sehen. Alle streckten die Köpfe und
flüsterten sich ihre Bewunderung zu. Dort am Gitter
stand auch der Portier aus dem deutschen Hof mit seinen
zwei schutzbefohlenen Damen.

„Schön ist sie, aber bleich,“ hieß es. „Sie über-
strahlt alle mit ihrem Anzuge.“ „Wie die Diamanten
funkeln.“ „Wie prachtvoll ist ihr Kleid.“ „Er ist stolz
und prächtig wie ein Fürst.“ „Dem sieht man an, daß
er von hohem Geblüte ist.“

„Jetzt haben sie Platz genommen.“ „Sehet, was
die Kellner laufen.“ „Der alte Buchol läßt sich nicht
lumpen.“ „Ja dort bringen sie Champagner und Eis.“
„Bei dem ist Champagner wie bei unsereinem Wasser.“
„Sie nippen nur davon, er ist ihnen zu gewöhnlich.“

„Die reichen Leute haben es besser auf der Erde,“
meinte neidisch das Stubenmädchen, „als arme Leute
im Himmel.“

Der galante Portier sagte: „Man fühlt sich am bequemsten in seiner eigenen Haut, aber in der Haut des Grafen von Elhoff möchte ich schon stecken.“

Die Menge der Zuschauer sah voll Mißgunst und Gier durch das Gitter hindurch, als wenn wirklich da drinnen das Paradies wäre.

„Man meint, die Braut wäre nicht glücklich,“ wagte Rätthchen einzuwenden.

„Ja, ja, die Leute sagen, sie hätte noch immer den Assessor gern. Aber ich glaube es nicht,“ erwiderte das Stubenmädchen. „Wer den Grafen gesehen hat, kann sich aus dem Assessor nichts mehr machen.“

„Dort steht er. Der große schwarze Mann mit den buschigen Augenbrauen. Seine Augen schießen Blitze und sein Gesicht ist wie eine Gewitterwolke. Man könnte Angst vor ihm bekommen.“

Rätthchen zog sich in der That das Herz vor Angst zusammen. Sie ahnte ein Unglück. Sie sah tiefer, als das oberflächliche Volk. In ihrem reinen Kindergemüt spiegelte sich besser Wahrheit und Lüge, als bei dem durch Genußsucht verblendeten Haufen. Sie fühlte, daß dieser Garten üppigen und glänzenden Reichthums noch lange kein Paradies sei, daß wenn die schimmernde, verführerische Decke fiel, vielleicht so viel Elend, Qual, Falschheit und Hohlheit sichtbar würde, daß selbst diese lüsterne Menge von einem Tausch zurückgeschreckt werden könne.

Die Bangnis Rätthchens wurde noch erhöht, weil sie glaubte, in der Gesellschaft des Assessors einen Herrn erkannt zu haben, den sie schon öfters in ihrer Heimatstadt gesehen hatte und von dem sie meinte, daß er dort seinen Wohnplatz habe. O Gott im Himmel, wenn derselbe den früheren Schneidergesellen erkannte —

wenn ihr Pflegebruder plötzlich aus seiner stolzen Höhe hinabgeworfen wurde. — Was sollte werden? Sie wagte den Gedanken gar nicht auszudenken. Freilich billigte sie ja nicht den Trug Philipps, sondern hatte schon Gott gebeten, er möge ihn zur Einker und Umkehr führen, aber es erging ihr wie einer frommen Mutter, die gewiß nicht den Diebstahl ihres Sohnes will, deren Herz aber doch in Angst zittert, wenn sie denselben in schwindelnder Höhe auf schlankem Ast auf des Nachbars Kirchbaum entdeckt, und nun jeden Augenblick meint, der strenge Nachbar könne heraustreten und ihn ertappen.

Für den Schneider war der entdeckende Nachbar bereits da. Der rasche Blick Käthchens hatte recht gesehen. Ihre Ahnung einer Gefahr hatte sie nicht getäuscht. Das Verhängnis war dem argen Schwindler, der mit vermessener Sicherheit in der ihm scheinenden Glückssonne spielte, bereits auf den Fersen. O hätte er das Gespräch zwischen dem Assessor und seinem Freunde belauscht, er wäre nicht den Abend in solcher übermütigen, stolzen Laune gewesen, wie er sie der Menge zeigte.

„Nun, jetzt hast Du ihn ja persönlich gesehen, jetzt sprich dich einmal aus,“ sagte der Assessor zu seinem Freunde voll ungeduldigster Spannung.

„Ich kann Dir nichts anderes sagen,“ erwiderte dieser, „als was ich Dir sagte bei dem Anblick seiner Photographie. Derselbe gleicht auffallend einem renommierten Zuschneider meiner Heimat, der mir öfters Kleider anprobierte und der das große Los gewonnen haben soll, aber seine Identität kann ich nicht beschwören.“

„Gott, was bist Du so kalt, wo es sich um das Lebensglück eines der edelsten und frömmsten Wesen handelt auf dieser Erde. Du darfst mir glauben, Hilda

Buchol ist nicht wie ihre Eltern, die ja nur elende Mammonsdiener sind. Der Reichtum ist ihr eine Last, ein Fluch. Sie würde ja am liebsten allem entsagen und mit mir in einer Hütte glücklich sein. Auch ich habe dem Alten erklärt, ich wolle ihm seinen Reichtum lassen, wenn er mir nur seine Tochter gäbe. Aber, je mehr ich sie liebe, desto unerträglicher ist mir der Gedanke, sie in der Nähe eines Schurken und eines Schwindlers zu wissen und mit entsetzlicher Gewißheit den Tag nahen zu sehen, wo sie solchem Menschen auf ewig angetraut wird. Schon in ein paar Tagen ist die Hochzeit und nur Beweise, feste, sichere Beweise können jenen Elenden sowohl aus seiner angemessenen Würde als auch aus der Gunst der Eltern, in welches beides er sich hineingestohlen hat, herauswerfen. Ich hatte schon aufgeatmet, als Du jene Aehnlichkeit entdecktest. Jetzt schwindet auch diese Hoffnung."

Der Freund hatte den leidenschaftlich verzweifeltsten Assessor, der die Aufmerksamkeit der Umgebung zu erregen anfang, in eine einsamere Gegend gezogen.

"Warum", fragte er dort, "willst Du die aufgefundene Spur nicht weiter verfolgen? Sein Meister, seine Mitgesellen können Dir doch eher Auskunft geben, wie ich. Auch kannst Du bei ihm, wenn er es wirklich ist, seinen Geburtsort und seine sonstigen Verhältnisse erfahren."

"Gieb mir die Photographie zurück. Du hast sie, soviel ich weiß, eingesteckt," rief stürmisch der Assessor, der jetzt mit dem höchsten Eifer den Gedanken seines Freundes aufnahm. "Ich reise heute Nacht noch nach Deiner Vaterstadt."

"Ich gehe mit," sagte der Freund.

"Du — mit? Du bist ja doch krank und wolltest das Bad gebrauchen," fragte der Assessor.

„Wenn es sich um das Lebensglück meines Freundes handelt, bin ich gesund. Ich bin vielleicht doch nicht so kalt, als Du meintest.“

Der Affessor drückte voll tiefer Rührung und Dankbarkeit dem Freunde die Hand, der da meinte: „Ich glaube Gottes Finger in dieser Geschichte zu sehen. Es will mir so vorkommen, als sei ich nicht umsonst in das Bad und zu Dir gekommen und hätte die Photographie bemerkt.“

Während die Freunde auf dem Eisenbahnzug der Aufklärung erwartungsvoll entgegenrollten, saß der vermeintliche Graf noch in später Nacht bei den Bechgenossen und trank Champagner und spielte um hohe Summen.

III.

Der frühere Zuschneider hatte sich anfangs auf dem glatten Parkettboden der vornehmen Gesellschaft sehr vorsichtig benommen, nur Schritt vor Schritt gemacht. Jetzt war er dort daheim, als wäre er dort geboren. Er kannte den herrschenden Ton durch und durch, und weder die Gewandtheit in der Konversation, noch die Freiheit seiner Bewegung ließ irgend etwas zu wünschen übrig. Das Glück hatte ihm nach allen Seiten hin gelächelt. Selbst seine Erhebung in den Grafenstand war ihm leicht gefallen. Er hatte ja nur ein Komma einzufügen gehabt und ein f in seinem Namen wegzulassen, dann gab es einen: „Philipp, Graf von Elhoff.“

Freilich unangenehmer war es, als behufs seiner Verheiratung ein Geburtschein von ihm verlangt wurde, allein auch hier half das wirklich teuflische Glück. Zunächst ging die Regierung auf die Abänderung des Namens Graff in Graf ein, dann aber hatte der alte Pfarrer,

der zur Zeit der Geburt Philipps die Einträge in das Kirchenbuch machte, die Gewohnheit des Abkürzens, indem er statt „von Elhoff gebürtig“ einfach „von Elhoff“ schrieb und statt „zu Elhoff wohnhaft“ nur „zu Elhoff“. So wurde denn durch die Gnade der Regierung und die Abkürzungswut des alten Pfarrers Philipp in dem Auszuge aus dem Kirchenbuch, da sein Vater auch Philipp hieß, zu einem Sohne des Philipp Graf (statt Graff) von und zu Elhoff, wo er ja auch nur hinter Philipp ein Komma einzuschieben brauchte, um sich in einen Sohn des „Philipp, Graf von Elhoff und zu Elhoff“ zu verwandeln.

Die Mutter aber, welche merkwürdigerweise eine gewisse Elisabeth Frei aus Ehlhalten gebürtig war, wurde nach alter Schreibweise zu einer „Elisabeth Freiin von Ehlhalten“ und nach seiner Verbesserung Elisabeth, Freiin von Ehlhalten.

Nur zwei Komma von seiner Seite waren nötig gewesen, um aus einem Schneider einen hochgeborenen Grafen zu machen mit einem Schein, der vor allen Gerichten galt, solange keine Untersuchung veranstaltet wurde. Diese aber war bei seinem Reichtum und bei dem Glanz seines Auftretens vollständig ausgeschlossen.

Ein Bedenken war ihm gekommen, welches ihm den Schweiß auf die bleiche Stirne trieb; wenn zu seiner Verheiratung seine Papiere in die Heimat geschickt wurden, damit dort durch öffentlichen Anschlag seine eheliche Verbindung bekannt gemacht wurde, dann war er dennoch verraten. Aber darüber beruhigte ihn der Pfarrer des Badeortes, mit welchem er öfters in vornehmen Circeln zusammentraf.

„Sie sind jetzt über zwei Jahre hier wohnhaft, wenn es Ihnen also Umstände macht, ist es gar nicht nötig,

daß Sie in Ihrer Heimat, wie man hier zu sagen pflegt, in den „Kasten“ kommen. Es genügt, daß Sie hier bekannt gemacht werden.“

Zu diesem Pfarrer ging unser Graf auch an jenem Morgen nach der wüß durchschwärmten Nacht.

Er nannte die Nacht eine Unglücksnacht, denn er hatte große Summen verloren, die ihn fast arm machten. Ach er wußte noch nicht, daß die Nacht ihm noch in anderer Art eine Unglücksnacht war. Der Badepfarrer empfing ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit. Der Besuch war ihm eine große Ehre.

Der Graf fragte ihn, ob er ihn statt in der Kirche etwa in einem Saale trauen wolle. Der Saal würde zugestrichelt und ein schön geschmückter Altar dort errichtet werden. Einen eigentlichen Grund zu diesem Einfall hätte er gerade nicht. Es wäre eben eine Laune von ihm, aber er hätte sich einmal darin capriciert.

Der Badepfarrer wußte schon längst, daß große Herren Launen haben dürfen (wozu war er sonst Pfarrer in dem glänzenden Badeort) und ging nach einigen Einwendungen höflich auf die Idee des Grafen ein, wofür ihm dieser höchst dankbar war.

In der That war es übrigens keine Laune des großen Herrn, was er verlangte, sondern der letzte Rest von Pietät des früheren Schneiders, dessen Gefühl es widersprach, in den heiligen Räumen seinen kolossalen Betrug in das Werk zu setzen.

Der Tag der Trauung des Grafen Elhoff war angebrochen. In der ganzen Badestadt herrschte eine gewisse Aufregung durch das bevorstehende Ereignis. Sämtliche Kleider- und Putzgeschäfte hatten schon wochenlang zu thun, um alle die kostbaren neuen Anzüge der eingeladenen Gäste zu schaffen. Ebenso waren Tag und Nacht so und

so viel Hände thätig, um die Ausstattung der Braut fertig zu bringen, obwohl sie ihr Hochzeitskleid direkt aus Paris bezogen hatte. Aber was war nicht alles nötig an Teppichen, an Vorhängen, an Weißzeug und Möbeln, um das herrliche Landhaus einzurichten, was das junge Brautpaar nach der Hochzeit beziehen sollte? Aber nicht bloß Schreiner, Tapezierer, Schneider und Schuhmacher waren in rastloser Thätigkeit, auch die Konditor für die Torten, die Köche für die Leckerbissen, die Wirte für die Weine, die Kutscher für die Equipagen. Selbst der Badepfarrer hatte eine schwungvolle Populationsrede in Bereitschaft.

Die Badstädter waren nur wütend, daß die Trauung nicht in der Kirche stattfinden sollte, wo man alle die reichen Toiletten der Braut und Brautjungfrauen hätte betrachten und bewundern können. Doch wenn auch nur wenig zu sehen war und die Schwüle des Tages dicke Wolkenmassen an den Himmel türmte, so drängte sich doch eine große Menge Neugieriger um das Civilamt, wo der Bräutigam und die Braut und die Zeugen zur Civiltrauung aussteigen mußten und wo der Zug der Gäste in einer unendlichen Reihe von Equipagen sich sammelte.

Die Braut war eben am Arme des gräßlichen Bräutigams totenbleich die breiten Stufen zu dem Bureau des Beamten hinaufgewankt, begleitet von ihrem Vater und den notwendigsten Zeugen, als ein Einspänner in rasendem Laufe durch alle die glänzenden Equipagen sich drängte und ebenfalls vor dem Civilamt anhielt. Der Chaise entstiegen vier Männer, unter welchen der schwarze Affessor sowohl durch seine hohe Gestalt, als auch durch eine wilde Aufregung, welche sich in seinen Mienen zeigte, hervorleuchtete.

Er lief auch allen voran und stürmte unangemeldet in das Gemach, in welchem die Trauung stattfinden sollte.

„Ich erhebe Einspruch gegen die Trauung,“ rief er noch halb atemlos, „der Bräutigam ist nicht, wofür er sich ausgiebt, ein Graf, sondern ein Schneider. Sein Geburtschein ist gefälscht. Hier ist der rechte und hier sind Zeugen, welche meine Aussage beweisen werden.“

Er deutete auf die Männer, die nun auch eingetreten waren, in welchen wir den „Altgesellen“, den Kutscher und seinen Freund wieder erkennen.

Es bedurfte übrigens keines weiteren Zeugnisses. Noch selten mag das Schuldbewußtsein auf den Zügen eines Menschen so deutlich zu lesen gewesen sein, als auf dem Gesichte des Schneiders. Zu jäh war sein Glückswechsel. Die Enthüllung traf ihn völlig unvorbereitet. Noch eben stand er auf der schwindelndsten Höhe menschlicher Größe, ein hochgestellter Graf, um dessen Gunst alle buhlten, an der Seite des schönsten und reichsten Mädchens des Landes, das die nächste Minute zu seiner angetrauten Gattin gemacht hätte. Nun lag er am Boden, ein entlarvter, elender Betrüger. Mit entsetzten Blicken schaute er bleich wie der Tod auf den höhnischen Altgesellen und den lustigen Kutscher, der es auch jetzt nicht lassen konnte, sein: „Zick Zick, Bock Bock, Meck Meck. Da ward's dem Schneiderlein heiß“ — zu brummen.

Die Braut fiel laut weinend ihrem Retter und Erlöser, dem Affessor, in die Arme. Er war noch zu rechter Zeit gekommen, um sie nicht bloß vor einem ungeliebten Manne, sondern auch vor der unerhörtesten Schmach zu bewahren.

Der alte Buchhol, welcher ein großer, schlanker Mann war, wurde dunkelrot im Gesicht. Er ballte seine Eisen-

faust und es schien einen Moment, als wollte er den Schwindler, der ihn so sehr hinter das Licht geführt hatte, zu Boden schlagen, aber er war auch ein kluger Mann, der in solchen Sachen nicht gern Aufsehen machte. Er fand es besser, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sagte: „Herr Assessor, ich glaube, Sie haben noch immer meine Tochter gern und auch diese scheint ihre Zuflucht am liebsten bei Ihnen zu suchen. Sie haben mir heute einen wesentlichen Dienst geleistet und sich ein Recht auf unsere Dankbarkeit erworben. Führen Sie meine Tochter in ihren Wagen und wenn es Ihnen recht ist, feiern wir heute Ihre Verlobung. So mögen die Festlichkeiten ohne Störung ruhig ihren Gang gehen. In vierzehn Tagen dagegen mag dann Ihre Hochzeit stattfinden.“

Jubelnd warfen sich die Liebenden in die Arme.

Der Schneider stand da wie ein Gerichteter. Die Zähne schlugen ihm wie im Fieberfroste zusammen. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn der Herr Buchol ihn mit Fäusten niedergeschlagen hätte.

Der Freund des Assessors hatte Mitleid mit dem Gefallenen. Er trat zu ihm. „Herr,“ flüsterte er, „entfernen Sie sich, ehe der Beamte Sie wegen Schriftfälschung anklagt. Hier haben Sie meinen Mantel und meine Börse.“

„Ihren Mantel will ich leihweise nehmen,“ erwiderte der Schneider leise. „Ihre Börse brauche ich nicht. Meine Schulden kann ich noch bezahlen und mehr ist nicht nötig. Wenn ich auch kein Graf gewesen bin, ein Bettler und Schmarotzer war ich nicht. Ich habe keinem der Herren etwas zu danken.“

Er benützte die noch herrschende Aufregung, um sich

davon zu schleichen. Nur der unverbesserliche Kutscher bemerkte ihn und sumimte:

Hott, Gott, Meck, Meck, ihr lustigen Brüder,
Nun setzet Euer Leben daran.

Drunten war ein schreckliches Wetter losgebrochen. Ein Gewittersturm, der längst gedrohet hatte, fegte durch die Gassen und vertrieb die meisten Zuschauer und beschäftigte alles dermaßen, daß der gestürzte Bräutigam den Einspanner unbeobachtet erreichen konnte, den eben sein Nebenbuhler benutzt hatte, ja daß den meisten Festgästen erst bei dem Festmahle der vorgegangene Tausch der Bräutigame klar wurde.

IV.

Den Hut im Gesichte, den Mantelkragen heraufgezogen, erreichte der früher von allen Kellnern angebetete und bewunderte Graf ziemlich ungesehen seine Zimmer in dem Hotel. Dorthin ließ er den Hotelwirt kommen, dem er die nackte Wahrheit gestand und zugleich um seine Rechnung bat. Als derselbe nach kurzer Zeit mit rotem Gesichte und einigen bedauernden Worten wieder erschien, saß der vermeintliche Graf in seinem schlechtesten Sommeranzuge auf einem Stuhl vor dem Tische, auf welchem die Reste seines Geldes und seine sonstigen Kostbarkeiten lagen. Als er die Hotelrechnung ausgeglichen hatte, sagte er zu dem Wirte, indem er ihm einen herrlichen Brillantring und eine kostbare goldene Uhr überreichte: „Das schenke ich Ihnen, wenn Sie meine Aufträge gewissenhaft vollführen wollen. Diese Summe hier bin ich noch der Wäscherin, dem Kaseur u. s. w. schuldig. Sie finden alles auf diesem Zettel. Was übrig bleibt, schenken Sie dem Dienstpersonal mit der Bitte, nicht zu

viel von dem Vorfall in die Deffentlichkeit kommen zu lassen. Diese Summe dagegen und den Erlös für meine Kleider und sonstiges Eigentum übergeben Sie den Armen der Stadt. Eine Ermächtigung dazu habe ich Ihnen hier geschrieben. Sie sollen für einen beten, der hochmütig war und zum Fall kam. Dieses unscheinbare Ringlein und diese alte silberne Sackuhr dagegen — es ist mein kostbarstes Vermächtnis," er küßte es und eine Thräne fiel darauf — „wollen Sie einer gewissen Katharine Schmidt aus Elhoff, die in — er nannte seine Heimatstadt — Dienstmagd ist, überschieken. Von dem Golde hätte sie nichts genommen. Sie sagte, das sei vom Teufel. Sie hatte recht. Aber das hier nimmt sie. Die Uhr ist von meinem Vater, die er mir gab, als ich Gesell wurde und das Ringlein ist von meiner sterbenden Mutter." Er seufzte tief auf.

„Und nun leben Sie wohl!"

„Um Gotteswillen, wohin wollen Sie, Herr Graf?" rief der Wirt, dem eine schreckliche Ahnung aufging.

Aber der leichtfüßige junge Mann war verschwunden, ehe nur der behäbige Wirt von seinem Schrecken wieder zu Luft und Bewegung kam. Jetzt riß derselbe an allen Schellenzügen und stürmte zur Thüre hinaus. Dort begegnete er Rätchen, die Philipp hatte fortstürmen sehen und die nichts Gutes ahnte.

„Na, heißen Sie nicht Katharine Schmidt, sind Sie nicht aus Elhoff gebürtig und haben Sie nicht in — er nannte die Heimatstadt — gedient?" rief der schwerfällige Wirt, dem plötzlich das Gedächtnis kam und der eine nähere Bekannte ahnte. „Sie kennen dann auch den Schneider Philipp Graff von Elhoff? Er hat Ihnen eine silberne Sackuhr und ein goldenes Ringelchen hinterlassen."

„Um Gotteswillen. Wohin ist er?“ rief das Mädchen in Todesangst.

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube, er will sich umbringen.“

Ehe der Wirt sich nur ein wenig mit den jetzt herbeieilenden Kellnern verständigte, hatte Käthchen, wie vom Winde getragen, längst das Hotel verlassen und war instinktmäßig der nächsten Straße nach dem Flusse zugeeilt. Und siehe da, dort an der Ecke sah sie mit ihren scharfen Augen ihn eben verschwinden. Sie war auf seiner Spur. Ihr Herz klopfte, ihre Brust leuchte. Dabei ergoß der Himmel unter Donner und Blitzen seine Fluten. Sie konnte fast nicht mehr fort. Aber wild raffte sie sich auf zu weiteren Anstrengungen. Seine Mutter wäre ihm ebenso nachgeeilt.

Jetzt waren beide vor der Stadt in der Nähe des Flusses. Philipp ging langsamer. Er suchte augenscheinlich nach einem einsamen Platze. Durch das Wetter war es überhaupt schon einsam genug geworden. Nur noch einige Flüchtlinge begegneten ihm. War unter ihnen auch der Kutscher gewesen? Oder gelst es ihm nur so in den Ohren?

„Hott, Hott, Meck, Meck, Ihr lustigen Brüder,
Jetzt setzet Euer Leben daran!“

Dort der Busch am Uferrand war günstig gelegen. Der von dem Wetter angeschwellte Fluß ging in mächtigen Fluten. Er eilte quer durch das Feld dem Busche zu.

Käthchen konnte nicht so leicht durch den nassen, tiefgründigen Acker vorwärts kommen. Und doch hing an jedem Augenblicke sein Leben. Rufen durfte sie nicht. Wenn er sie erkannte, ehe sie ihn erreichte, stürzte er erst recht sich in die Flut. Sie sah ihn auf die Kniee niederfallen und dann heftig wieder aufspringen und die

Hände gen Himmel ringen. Das that er mehrfach. Er kämpfte einen furchtbaren Kampf. Wenn er nicht so sehr mit sich beschäftigt gewesen wäre, hätte er sie merken müssen, ja das Keuchen ihrer Brust hören müssen, als sie ihm immer näher kam.

Jetzt nahm er einen Anlauf, um sich in das trübe, wilde Wasser hineinzustürzen, da faßte ihn eine Hand am Rockschöß und eine bekannte liebe Stimme, die tausend Erinnerungen in ihm wachrief, sagte:

„Philipp, was machst Du?“

Das war aber auch das letzte, was das Mädchen sagen konnte. Darauf sank sie in eine tiefe Ohnmacht.

Die Augen des Schneiders funkelten wild. Er konnte sich so rasch nicht wieder auf der Erde zurecht finden. Er hatte bereits in die grausige Nacht des Todes hineingeschaut. Allmählich aber kamen sanftere Gefühle über ihn.

Ah, wie stark mußte ihn dieses Mädchen lieben. Wie glücklich hätte er mit ihr sein können, wenn er einfach und bescheiden geblieben wäre. Das Bild seiner Heimat, seiner Jugend kehrte mit aller Kraft zurück. Aber jetzt war es zu spät. Er war dieses treuen, reinen Geschöpfes nicht wert. Sein Gesicht nahm wieder den entschlossenen, kalten Ausdruck an. Er mußte vollenden, was er angefangen hatte. Er konnte unter der Wucht seiner Schande nicht weiter leben. Und was er thun wollte, that er am besten, ehe sie von ihrer Ohnmacht erwachte.

Er suchte sanft ihre Hand loszumachen, die noch immer seinen Rock umklammert hielt. Aber unter diesen Bemühungen erwachte sie. Sie griff nach seiner Hand. „Philipp, Du darfst Dich nicht töten. Glaubst Du denn an keinen Gott, da Du so Schreckliches planst?“

Willst Du denn für Deinen Stolz Deine Seligkeit verkaufen und das Wiederfinden von Vater und Mutter? Soll der Teufel wirklich seinen Willen haben? Siehst Du nicht das Grinsen der Hölle, der Du für das geschenkte Gold Deine Seele giebst? Ach, was muß es doch um den Stolz etwas Furchtbares sein!"

Sie blickte ihn mit ihren guten, treuen Augen, während sie ihre einfache Beredsamkeit entfaltete, gar flehentlich und herzgewinnend an und ihre Worte und ihre Blicke waren auch nicht vergebens. In seinem Gesichte zuckte es heftig auf, so daß man den inneren Kampf gewahren konnte.

"Ich glaube, Philipp, Du kannst nicht mehr beten," sagte das Mädchen. "Ich will mit Dir beten." Und nun betete sie ihm alle Gebete vor, die sie beide je von ihrer gemeinschaftlichen Mutter gelernt hatten. Zuletzt aber sagte sie noch einen Liedervers, der seiner Mutter Lieblingsvers war und den sie so oft gesungen und noch kurz vor ihrem Tode gesprochen hatte.

Da war es plötzlich, als wenn ein Eisberg, der auf seiner Brust gelegen hätte, zum Schmelzen kam. Er schluchzte krampfartig, so daß es Käthchen wahrhaft angst wurde. Allmählich wurde er ruhiger, und den Kopf in ihrem Schoße weinte er wie ein Kind, während sie Dankesthränen in den Augen mit liebender Hand ihm über sein lockiges Haar hinstrich.

"Philipp, komm, wir gehen jetzt zusammen nach Elhoff, an Deiner Mutter Grab," sagte sie mit sanfter Stimme.

"Ich kann noch nicht unter bekannte Menschen gehen, Käthchen," erwiderte er in tiefster Niedergeschlagenheit. Meine Seele ist noch zu wund. Du mußt mich schonen. Ich will weit in die Fremde hinaus, wo mich niemand

kennt. Aber das verspreche ich Dir heilig, Rätchen: die Hand lege ich nicht wieder frevelnd an mich. Ich will ein anderer Mensch werden."

Sie entfernten sich darauf von dem Flußufer. Die Stadt wünschte Philipp zu meiden. Darum gingen sie dem nächsten Dorfe zu. Es wollte Abend werden. Da schieden sie.

"Hast Du auch Geld, Philipp?"

"Ja, ich habe noch so viel in meinem Portemonnaie, daß es für die nächste Zukunft reicht. Es sollten meine Beerdigungskosten sein. Gott hat es anders und besser gewendet." Er schwieg eine Weile. "Wenn Du heim kommst, Rätchen, laß Dir von dem Wirt meines Vaters Sackuhr und meiner Mutter Ring geben."

"Der Wirt hat mir schon davon gesagt," erwiderte Rätchen, die in tiefen Gedanken neben ihm stand. "Hier hast Du Deiner Mutter Gebetbuch. Ich habe es immer bei mir getragen. Lies recht oft darin!"

Philipp griff eifrig darnach.

"Wenn ich Deiner wert geworden bin, kehre ich zu Dir zurück." Sie sprachen nicht viel. Was sollten sie sprechen? Sie reichten sich nur einfach die Hände, aber sie wußten, daß sie sich angehörten auf Leben und Tod.

Zwei Jahre waren in Angst, Gebet und Sehnen für Rätchen Schmidt dahingegangen. Sie kannte ihren ehrgeizigen, höchst reizbaren Pflegebruder und wußte nicht, ob er nicht vielleicht doch einer zweiten starken Demütigung erlegen sei. Sie hatte keine Nachricht von ihm erhalten. In der Badestadt aber nahm man allgemein an, daß er sich getötet hätte. Man sprach dort überhaupt länger von ihm, als sonst üblich war. Seine Erscheinung war zu viel in das BADELEBEN versflochten und zu blendend gewesen, als daß man ihn so schnell wie andere vergessen

konnte. Im allgemeinen wurde er ziemlich milde beurteilt. Einige wollten es gar nicht zugeben, daß er kein Graf gewesen sei. Sein Benehmen sei zu fein, seine Sprache zu gewählt, sein Urtheil zu treffend gewesen neben seiner bedeutenden Beanlagung für Musik. Andere sagten, er sei wenigstens schon wegen seines Reichthums kein ganz gemeiner Schwindler gewesen. Daß er sich den Titel Graf beigelegt hatte, nahmen sie ihm nicht so übel. Die Buchols, meinte man, hätten wenigstens als Emporkömmlinge die wenigste Ursache gehabt, sich so an den Laden zu legen. Des Wirtes im Deutschen Hofe Wort war: „Wenn er auch kein Graf war, war er nobel, wie ein Graf und hätte verdient, ein Graf zu sein.“

Käthchen that ja dieses milde Urtheil wohl, obwohl sie wußte, daß sich ihr Philipp schwer, schwer vor Gott versündigt hatte, und obwohl sie es den Buchols durchaus nicht übel nahm, daß sie ihn als Bräutigam zurückgewiesen hatten, zumal der Assessor und seine junge Frau ein durchaus glückliches, einfaches, frommes Paar bildeten. Aber um so weher that ihr die allgemeine Ansicht, ihr Philipp habe sich umgebracht. Ja es kamen ihr zuletzt selbst Zweifel, als jeder, der ihn näher gekannt hatte, mit großer Bestimmtheit erklärte: „Das ist gar nicht anders möglich. Ein solch stolzer Mensch konnte nach der Erniedrigung, die ihm zu teil wurde, nicht länger leben.“

„Ach Du gnädiger Gott in dem Himmel, gieb mir doch Gewißheit,“ seufzte sie oft in bangem Gebete. Sie war nur so lange in dem Badeorte geblieben, so lange sie sich verpflichtet hatte, dann zog sie nach Elhoff.

Sie hatte Gelegenheit gehabt, das Elternhäuschen ihres Philipp nebst dem dazu gehörigen Gärtchen mit ihren Ersparnissen anzukaufen. Dort wohnte sie jetzt und lebte von einem kleinen Kramladen, den sie eingerichtet

hatte und von Nähereien, die sie im Dorfe und aus der Umgegend übernahm. Einige Heiratsvorschläge, die ihr gemacht worden waren, hatte sie entschieden zurückgewiesen. Rätchen glaubte sich entschuldigen zu müssen bei ihrer Nachbarschaft wegen ihres scheinbaren Hochmuts bei Verschmähung der Freier und wegen ihres thörichten Wartens auf Philipp Graff.

„Er hat keine Mutter mehr,“ sagte sie. „Und wenn ich mich verheirate, dann hat er niemand mehr, der sich seiner annimmt. Die Welt stößt ihn aus wegen seines Betruges und kann ihm niemals seine Anmaßung verzeihen. Wer soll ihm denn nun die Hand reichen, wenn er heim kommt? Wer soll für ihn sorgen, wenn er krank oder arm geworden ist? Das kann doch nur ich sein, die ich so viel Wohlthaten in dem Hause und besonders von seiner Mutter empfangen habe.“

Sie schien so ruhig, so gemessen, so verständig, und war gar nicht ruhig und verständig. Eine thörichte Angst und ein ruheloses Sehnen trieb sie hin und her. Mit welcher heißen Hast schaute sie dem Briefboten nach, ob er nicht einmal bei ihr einkehren und einen Brief von Philipp bringen würde. Wie manche dunkle Sturmnacht wachte sie und meinte, er würde einmal so kommen und an ihren Laden klopfen. So manches Blatt in der Bibel und ihrem neugekauften Gebetbuch war von ihren Thränen besleckt.

V.

Der Herbst begann. Die roten und gelben Blätter fielen von den Bäumen. Der Wind war rauh und es regnete ab und zu. Die Leute, welche am Sonntagnachmittage still zu Hause saßen, fragten sich, ob man

nicht ein „Flämmchen“ in den Ofen machen solle. Käthchen ging auf den Kirchhof. Sonntagsmorgens war ihr Gang in die Kirche, Sonntagsnachmittags auf den Kirchhof. Sonst hatten auch wohl andere dasselbe Ziel. Auch sie besuchten Sonntags die Gräber der Ihrigen. Heute war ihnen das Wetter zu schlecht. Und doch hatte heute der Kirchhof noch einen Besucher außer Käthchen. Merkwürdigerweise saß er auf ihrer Mutter Grab und weinte, das Gesicht in den rauhen Händen geborgen.

Käthchens Herz durchzuckte eine freudige Ahnung. Aber als der Fremde, durch ihren hastigen Schritt aufmerksam gemacht, aufschaute, sah sie enttäuscht und verlegen zur Erde. Die zerlumppte Kleidung hätte sie nicht stutzig gemacht. Allein der Fremde hatte fast keine Haare mehr auf dem Kopfe, während ein wilder, zottiger Bart ein vernarbtes, verwettertes Gesicht umgab. Er sah aus, zumal als er jetzt einen Knotenstock faßte, auf den er sich stützte, weil er hinkte, daß man ihm im Walde nicht gern begegnet wäre.

Als der Fremde den Schrecken Käthchens wahrte, wandte er sich zum Gehen, während ein unbeschreiblicher Schmerz sein Gesicht durchfuhr. „Auch Du kennst mich nicht mehr, Käthchen? Meine Mutter hätte mich vielleicht gekannt,“ kam es fast unhörbar und zaghaft von seinen Lippen.

„Philipp, um Gotteswillen, Philipp!“ schrie das Mädchen auf — ein Schrei, der noch lange nachher in der Luft zu zittern schien, so viel Liebe und Freude lag darin.

Sie hatte sich an seine Brust geworfen und ihn umhast und ihn geküßt. Dann faßte sie seine Hände und rief noch wie außer sich: „Willkommen, willkommen

in Deiner Heimat! Willkommen, willkommen an Deiner Mutter Grab."

Der Thränenquell, der rasch bei der Ankunft Käthchens bei dem verwilderten Menschen versiegt war, fing wieder an, zu fließen. „Ich habe nicht gewußt, Käthchen daß Du Dich so über meine Ankunft freuen würdest, sonst wäre ich früher gekommen."

„Du wußtest nicht, wie ich mich freuen würde?" rief sie fast ungläubig. Und nun erzählte sie, wie er ihr Gedanke gewesen wäre Tag und Nacht und wie sie auf diese Stunde geharrt und gehofft hätte, wie ein Hungriger auf Speise, wie ein Kranker auf den Arzt.

„Eine Ahnung dieser großen Liebe hatte ich ja wohl," sagte tief ergriffen Philipp. „Mein eigenes Herz sagte mir es und die Sehnsucht, die mich zuletzt auch hierher getrieben hat. Aber das Mißtrauen war so stark. Ich hatte ja doch gar nichts gethan, um diese Liebe zu verdienen. Es ist doch schon so, wie der Pfarrer im Lazarett mir sagte: „die Liebe kann nicht verdient werden. Die Liebe ist ein freies Geschenk." Womit habe ich die Liebe meiner teuren Mutter, die dort unten schläft, verdient? Womit habe ich Deine Liebe verdient? So wird Gott mir wohl auch zuletzt noch gnädig sein. Es ist ja seine Gnade auch nichts anderes, als ein freies Geschenk an uns arme Unwürdige."

Er fing laut an zu weinen. Jetzt sah auch Käthchen, was sie bisher noch nicht so sehr gemerkt hatte, wie gebrechlich und schwankend seine Gestalt geworden war. Sie hätte ihn gern von dem Kirchhof fortgeführt, aber er begann wieder: „Damals, als ich von Dir fortging, Käthchen, war ich noch nicht auf dem rechten Pfade. Mein Stolz war noch lange nicht gebrochen. Ich dachte meine Schmach auszuweichen dadurch, daß ich etwas

Großes leistete, was meinen Namen bekannt machte. Ich ging in den Krieg, der damals zwischen den Russen und den Türken geführt wurde. Aber schon in der ersten Schlacht wurde ich zum Krüppel geschossen und war froh, daß ich langsam wieder im Lazarett genas. Jetzt wollte ich, da ich es vor den Menschen nicht konnte, mich vor Gott groß machen und wurde, als ich wieder einigermaßen hergestellt war, Lazarettbedienter. Aber siehe da, je mehr Elend da war und je mehr ich mich desselben annahm, desto unwerter erschien ich mir und desto armseliger mein Thun. Ich fühlte, daß ich ein Nichts war und nichts leistete. „Jetzt sind Sie auf dem rechten Weg,“ sagte der Pfarrer dort. „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade.“

Gott sei Dank, ich bin auch auf diesem Wege bis jetzt geblieben. Aber die letzten Reste des Hochmutes spuken doch noch immer. Es ist mir schwer gefallen, in diesem Aufzuge, da mir meine Barschaft in einer Herberge gestohlen wurde, hier einzuziehen und zugleich mit dem Gedanken, daß ich krank und matt der Gemeinde zur Unterstützung anheimfallen muß. Und als Du mich nun so fremd anstarrtest und sogar erschrakst, Du, auf dessen Liebe ich gerechnet hatte, — ach, da hätte ich an allem verzweifeln mögen. Aber Gott ist gnädig. O, was thut mir Deine Freude, Deine Liebe so gut. Sie ist mir wie die Gewißheit der göttlichen Gnade.“

„Ach Du armer, armer Mensch, was hast Du gelitten!“ sagte weinend Käthchen, indem sie ihn umfaßte. „Aber siehe dort den Sonnenblick, der mitten durch die Wolken bricht, der ist wie ein freundliches Zunicken der göttlichen Gnade, der ist wie der Mutter Segen, den sie uns zuwinkt.“

Aber jetzt komm heim, Du brauchst nicht der Gemeinde anheimzufallen. Du hast Dein eigenes Haus; das Haus Deiner Väter habe ich für Dich gekauft. Du hast auch schon ein Geschäft. Ich habe einen Kramladen für Dich eingerichtet. Du bist Krämer. Und wenn Du Dein Schneiderhandwerk weiter treiben willst, so kannst Du es auch thun. Im Uebrigen werde ich unter Gottes Beistand für Dich sorgen und Dich pflegen."

Sie sind ein Paar geworden, ein demütiges, glückliches Paar. Philipp hat, als er sich erholt hatte, wieder zum Schneiderhandwerk gegriffen. Doch ist er nur ein Bauernschneider geworden. Für die vornehme Welt wollte er nicht mehr arbeiten, um der Verführung aus dem Wege zu gehen. Anfangs war seine Bahn trotz alledem recht dornig. An Spott und Anspielungen fehlte es nicht. Die Leute in Elhoff verstanden es so gut wie der Altgefelle und der Kutscher. Man hieß ihn nur den Schneidergrafen, seine Frau die Schneidergräfin und die Kinder die Schneidergräflin. Doch seine Demut überwand den Spott. Man nannte ihn jetzt nur noch den „Schneiderlipps."

Die Welt fogar hat ihm seine einstige Anmaßung und seine Frevel verziehen. So wird ihm auch Gott verziehen haben. Denn Gott ist barmherziger als die Welt. Gott in seiner Barmherzigkeit hat ihm auch die Augen geöffnet, daß er zu unterscheiden vermochte, was wahres Glück und wirklicher Reichtum sei.

„Ach," sagte er oft, wenn er sich vergangener Tage erinnerte, „wie arm war ich damals, als ich in Gesundheit und Kraft, in Ruhm und Reichtum dastand. Die Leute hätten statt mich zu beneiden, mich bemitleiden sollen. Jetzt als armer Krüppel bin ich wirklich reich, obwohl es viele nicht einsehen werden.

„Weißt Du was, Rätchen?“ fügte er, da wieder die Rede auf diesen Unterschied kam, in froher Laune bei. „Es ist dennoch wahr, was der Altgefelle einmal gesagt hat: „Ich bin wirklich ein Glückspilz.“ Damals, als ich meinte, das große Los gewonnen zu haben, hatte ich allerdings eine erbärmliche Niete gezogen. Allein Gott hat doch noch zuletzt mich das große Los gewinnen lassen. Kannst Du raten, wer das große Los ist, was ich gewonnen habe?“ er umfaßte sie zärtlich. „Siehst Du? Du bist mein großes Los.“ Ein neckisches Lächeln spielte um seinen Mund, aber eine Dankesthräne gegen Gott glänzte in seinem Auge.



Der Rettungengel.

Sonntagsstille lag auf dem Dorfe in der sommerlichen Flur draußen. Auch in der Grundmühle, wo es sonst Tag und Nacht klapperte, stand das Rad.

Die Wasser des Mühlteichs hatten einen freien Tag und konnten nach Belieben weiter plätschern und rauschen oder durch Graben und Gräbchen auf die Wiesen hinaus spazieren gehen, um die in der Sonnenglut schmachtenden Gräser und Blumen zu erquicken.

Aber still und friedlich war es deswegen in der Mühle doch nicht, wenn auch das Mahlwerk schwieg und die stattlichen Gebäulichkeiten so recht behäbig im Schatten schlanker Pappeln und breitästiger Obstbäume ruheten.

Die Knechte und Mägde horchten auf ein bösesartiges Gezänke, das durch die offenen Stubenfenster fast Wort für Wort im Hofe hörbar wurde.

Der „Müller-Adolf“, wie man im Dorfe den einzigen Sohn des reichen, aber geizigen Müllers Johann Christian Deisner in der Grundmühle nannte, hatte sich nach dem Mittagessen lange im Zimmer herumgedrückt wie einer, der etwas auf dem Herzen hat. Erst nachdem er sich ein paar Mal an den Tischecken gestoßen, die Fenster angehaucht und wieder abgewischt und einen Fliederzweig völlig zerquetscht hatte, platzte er mit seiner Bitte heraus.

In dem benachbarten Schlenheim war den Mittag Turnfest. Dazu brauchte er aber Geld, viel Geld. Er war der beste Turner nicht bloß in ihrem Orte, sondern weit und breit. Darum bestand die Wahrscheinlichkeit, daß er beim Preisturnen den ersten Preis gewann. In diesem Falle jedoch durfte er sich als Sohn des reichen Grundmüllers nicht „lumpen“ lassen, sondern mußte etwas Tüchtiges zum besten geben.

„Für solche Dummheiten hab ich kein Geld,“ schrie der Grundmüller, zornrot in dem breiten Gesicht. „Den ganzen Tag heißt es jetzt Turnerei, Singerei und zuletzt Sauferei. Wenn aber die Welt so unvernünftig ist, braucht man noch lange nicht mitzumachen. Mein Geld ist mir viel zu gut, um anderen Leuten damit unnötig die Gurgel zu schwenken.“

„Nu', nu',“ sagte begütigend die „Wäs“, welche seit der Müllerin Tode die Haushaltung führte. „Ihr werdet doch Euch und Euren Einzigen nicht vor allen Leuten blamieren wollen. Burschen in seinem Alter gehört etwas Geld in Sack. Er hat aber nie, obwohl er für Euch arbeitet, wie Euer bester Knecht und Tagelöhner.“

Die letzten Worte schienen auf den Grundmüller, der sich einbildete, ein gerechter Mann zu sein, einigen Eindruck zu machen. Er griff nach seiner Geldbörse und wog gleichsam die einzelnen Geldstücke mit der Hand, bis er ein Dreimarkstück, das er anfangs hatte geben wollen, wieder zurückschob, und seinem Sohn ein einzelnes Markstück mit der Bemerkung reichte, er brauchte wohl nicht die ganze Mark auszugeben.

Der junge Mensch lachte verächtlich auf, und indem er die Mark seinem Vater vor die Füße warf, sagte er: „Wenn Ihr mir weiter nichts geben wollet, dann könnt Ihr die auch behalten.“

„Jeder andere Vater würde sich eine Ehre daraus machen, wenn sein Sohn geehret wird und würde es sich etwas kosten lassen, aber Ihr nicht. Ihr kennt keine Ehre und keine Liebe. — Ihr kennt nur Geld.“

Das Markstück war einem Sessel, der hinter dem Ofen stand, zugerollt.

Dort erhob sich jetzt eine vor Alter ausgedörrte, hagere Gestalt und griff wie mit Geiersklauen nach dem Geldstück. Dabei wurden Töne laut, die einem Rabengekrächze gleichen und etwa heißen sollten, dem Altvater wäre die Mark noch gut genug, wenn sie auch dem Enkel zu gering wäre.

„Die Mark ist mein. Die gebt Ihr wieder heraus, Vater,“ rief der Grundmüller, indem er den alten Mann an der Schulter packte.

„Schlage mich doch tot!“ krächzte ohnmächtig der Alte. „Dann hast Du alles, aber dich fressen die Raben.“

„Gebt die Mark heraus!“ rief der Grundmüller, indem er seinen Vater noch kräftiger packte.

Allein in dessen hartem Vogelgesicht erschien ein Ausdruck, daß er eher das Leben, als die Mark lassen würde.

„Du schenkst mir die Mark, Adolf,“ flehte der Alte.

„Ja,“ erwiderte dieser, „aber Ihr Vater, Ihr solltet Euch schämen, Euch um einer solchen Bagatelle willen an Eurem eigenen Vater zu vergreifen.“

„Bagatelle?“ schrie dieser, sich nach seinem Sohne umwendend. „Dir ist alles Bagatelle. Aber du sollst mir büßen. Denn du bist an allem Schuld. Noch bin ich Herr im Haus.“

Der Zorn über die verlorene Mark und die Scham vor den Augen seines Sohnes, sich solche Blöße gegeben zu haben, steigerte seine innere Wut fast bis zur Sinn-

lofigkeit. Er suchte nach einem Stricke, um auf seinen Jungen drein zu hauen.

Doch ehe er denselben fand, hatte dieser das Haus verlassen und schritt mit behendem Schritt dem nahen Dorfe zu.

Er war ein schlankgewachsener kräftiger Bursche mit einem offenen hübschen Gesicht und lebhaftem, aber gutmütigem Blick.

Als er schon fast den Mühlweg beendigt hatte und an die ersten Gebäude des Ortes gelangte, schaute aus einem einstöckigen Häuschen, das zwischen dem Weg und dem Mühlteich errichtet war, ein blonder Mädchenkopf, der dem Burschen freundlich zunickte.

„Willst du mitgehen, Lenchen?“ fragte der „Müller-Adolf,“ dessen anmutsvolle Züge sich plötzlich erheiterten.

„Du weißt, daß ich auf kein Turnfest gehe, Adolf,“ antwortete das Mädchen, „du gingst besser auch nicht hin. Die meisten dieser Feste endigen mit einer blutigen Schlägerei. Deine fromme Mutter konnte das ganze Vereinswesen nicht leiden. Ach wie lange sind wir nicht mehr zusammen an ihrem Grab gewesen.“

„Später, später, Lenchen! heute muß ich um jeden Preis nach Schlenheim.“

„So hüte dich wenigstens vor dem Mordje Feix.“

„Was weißt du von dem Mordje Feix und mir?“ fragte der „Müller-Adolf“ betroffen.

„Ich weiß mehr, als dir lieb ist, Adolf,“ sagte das Mädchen, machte aber jetzt das Fenster zu, da jemand die Gasse herunterkam.

„Wen habe ich denn, der mir hilft, wenn nicht der Mordje Feix?“ fragte der Bursche halblaut vor sich hinmurmeln, während sich seine Stirne finster zusammenzog.

Und geraden Weges eilte er nach dem Judenhaus, aber er schlug dabei einen Fußpfad ein, der sich hinter den Häusern hereschlängelte.

* * *

Das Haus der Judenfamilie Feix lag ungefähr zwanzig Schritte abseits von dem Dorfe hinter dichten Gartenhecken, war aber schon von weitem kennbar durch einen großen, gelben Platz an der Wetterseite der Wand, wo schon vor vielen Jahren der weiße Verputz heruntergefallen war und durch einen einst rot angestrichenen Laden, der seit Menschengedenken an einer Angel hing und bei jedem Windstoße knirschte und ächzte. Auch in dem kleinen Höfchen, das dazu gehörte, herrschte Unordnung und Schmutz.

Dort wohnte ein ältliches Geschwisterpaar — Salomo Feix, vornehmlich der „große Schlaume“ genannt, ein ungewöhnlich großer und dicker Mann mit gelb-schmutziger Haut und den größten und breitesten Füßen, die wohl zu finden waren und Zerline Feix, ein hageres Persönchen mit einer spizen, rötlichen Nase und langen, vergoldeten Ohrgehängen.

Der große Schlaume war, wie man sagt, ein ehrlicher Jude. Er nährte sich schlecht und recht dadurch, daß er im Frühjahr die Seifenlämmchen zusammenkaufte, hin und wieder ein Kälbchen oder ein altes Schaf schlachtete und ein wenig mit Eisenwaaren handelte, während die „Zerle“ wie sie hieß, ein schwunghaftes Lumpen- und Knochengeschäft betrieb. Zu ihnen wäre der Müller-Adolf mit seinen Geldangelegenheiten umsonst gekommen.

Aber es war noch ein Nefte im Haus, Mordechai Feix oder „Mordje“, ein unruhiger, verwegener Geselle

mit tausenderlei Kniffen im Kopf, um sich Gewinn und Geld zu verschaffen. Die Geschwister hatten ihn, als ihm Vater und Mutter starben, an Kindesstatt zu sich genommen. Doch hatte er ihnen noch wenig Freude gemacht.

Während Schlaume stolz darauf war, daß kein unrecht Gut an seinen Fingern klebte, übervorteilte er jedermann und veruntreute und stahl, wo er konnte. Nur seiner List und seinen langen Beinen war es zu danken, wenn er noch nicht erwischt worden war, wie es ihm stets sein Onkel prophezeite.

Es herrschte überhaupt bei ihnen nach echter Judenweise ein ewiges Gebalge und unaufhörliches Gezeter. Auch an jenem Sonntag Nachmittag war es wieder losgegangen.

Mordje, welcher kaum zwei Jahre älter war, als der Müller-Wolff, obwohl er ihn an Lebensflugheit weit übertraf, hatte sich teils aus Mutwillen, teils aus Grausamkeit das besondere Sonntagsvergnügen gemacht, seiner Tante fette Katze an den Thürpfosten zu binden und ihr, wenn sie sich ertappen ließ, den Schwanz zwischen die Thüre zu klemmen und sich an ihren unbeschreiblichen Wehelaufen zu ergötzen.

Berline aber hatte gegen den schändlichen Verbrecher ihren Bruder zu Hilfe gerufen.

Dieser kam schnaubend aus seiner Kammer, wo er gerechnet hatte und rief mit schallender Stimme: „Mordje heißt du, aber ein Mörder bist du. Ein Mörder bist du und ein Dieb. O, daß du hättest den „Dalles“ du Hallunke und thätest „verfrumen“ hier vor meinen Augen! Wer hat mir gestohlen mein Geld? Ich rechne und rechne und kriege es nicht zu einander. Es fehlen mir 50 Mark. Wir haben gebunden uns eine Rut auf den Rücken,

als wir dich nahmen ins Haus, Gott, du gerechter, wie sind wir doch gewesen so dumm! Mußten wir nicht alles wissen im voraus? Konnte es denn anders werden? Ist doch gewesen dein Urgroßvater mütterlicherseits ein großer Räuber in der Bande des Schinderhannes und ist er doch gehenkt worden als französischer Spion zu Landau und steckt dir doch das Räuberhandwerk im Blut. Weih geschrieten über so einen Menschen! Wird er doch machen unsern Namen stinkend vor aller Welt und wird er doch selbst kommen ins Elend."

Mordje hatte die Kage abgeschnitten, und sich frech seinem Onkel gegenüberstellend sagte er: „Laß doch das „Geschmuse“ und das „Gedipper“! Was willst du sagen, ich käm in das Elend. Siehst du auf der Landstraße dort unten den dicken und reichen Jzik Bär, wie er geht zu gehen auf das Turnfest nach Schlenheim mit den großen Vatermördern und dem langen Rock und der weiten Glaze unter dem schönen Hut? Er hat das schönste Haus und den schönsten Laden in unserm Dorf und hat alle Bauern im Sack und im Buch. Und siehst du neben seiner kleinen Frau die schlanke und schöne Rosalie, flimmernd in Gold und in Seide, seine einzige Tochter? In drei Jahren ist sie meine Frau und das Haus und das Geld des reichen Jzik sind mein.“

„Bist du denn „meschufe“ geworden?“ schrie ihn entsetzt anstarrend Zerline an. „Eine solche Schönheit und ein solcher Goldklumpen und so ein Ausbund von Schlechtigkeit und Häßlichkeit wie du? Nein, lieber glaube ich alles.“

Mordje war allerdings nichts weniger wie hübsch. Unnatürlich lang aufgeschossen, hatte er rote Haare und ein widerwärtiges, sommersprossiges Gesicht und neben einer schiefen Schulter auch noch schielende Augen, die

aber alles sahen, eben so wie er mit seinen langen Beinen überall in der Umgegend zu finden war gleich „bösem Geld.“

„Nu, wie willst du es anfangen, daß du kriegst die schöne Rosalie zur Frau?“ fragte neugierig der große Schlaume.

„Nun, wie werde ich es anfangen?“ grinste Mordje, seine weißen, spitzen Zähne zeigend. „Ich werde mir verschaffen Geld, viel Geld. Wer Geld hat, hat Schönheit, hat Recht und Gewalt und hat Witz und Weisheit. Wie sind gewesen die Juden so dumm, daß sie gewartet haben und noch warten auf den Messias. Geld ist der Messias. Geld macht unser Volk zum Herrscher der Welt. Darum heißt es: Geld geschafft um jeden Preis.“

Der große Schlaume schaute verblüfft seinen Neffen an. Er fühlte, daß derselbe unrecht hatte, wußte es ihm aber nicht klar zu machen.

„Ich weiß, daß du bist ein gescheutes Luder,“ sagte er. „Aber wie willst du kommen zu viel Geld?“

Da grinste Mordje noch gewaltiger, so daß das rote Zahnfleisch über den weißen Zähnen sichtbar wurde: „Ich habe dir wirklich genommen 50 Mark, aber heute Abend werden es sein 200 Mark. Aber horch! Jetzt laßet mich! Ich höre ein Vögelchen pfeifen, das absolut gefangen sein will von mir.“

Das Geschwisterpaar war in dem schmutzigen Höfchen, wo die Unterredung stattfand, etwas zurückgetreten, um den Müller-Adolf mit ihrem Neffen ungehindert in das Haus treten zu lassen. Aber kaum hatten diese dort einige Minuten ihre Ansichten über den Neffen ausgetauscht, als derselbe schon wieder erschien, während der Müller-Adolf mit langen Schritten gen Schlenheim eilte.

„Hier lies!“ sagte Mordje zu seinem Onkel, ihm ein Papier präsentierend. Derselbe las: „Ich Endesunterschriebener erkläre hiermit 100 Mark als baares Darlehn von Mordechaj Feiz empfangen zu haben und verpflichte mich, diese Summe in drei Monaten nebst 5 % Zinsen zurückzuzahlen.“

„Adolf Deizner.“

„Was hast du für das Papier gegeben?“ fragte Schlaume.

„25 Mark!“ grinste triumphierend Mordje. „Und ehe es Abend wird, habe ich noch einmal einen solchen Schein, und ehe zwei Jahre vergehn, ist die halbe Mühle mein und noch 10 bis 12 andere Bauern, wo ich auch solche Scheine habe, geben mir die Hälfte oder ein Viertel ihrer Aecker. Nu, was sagst du dazu?“

Jetzt glich das grinsende Gesicht des jungen Juden wahrhaft einem Raubtier, welches Blut geleckt hat.

„Nu, was soll ich sagen?“ erwiderte der ehrliche Schlaume. „Ich kann nur sagen, daß du bist ein Mörder und ein Tiger, daß du wirst heiraten die schöne Rosalie, aber daß du wirst unglücklich machen die ganze Gegend und wirst endigen, da es keinen Galgen mehr giebt, im Zuchthaus.“

Eine Viertelstunde später war auch der rote Mordje auf dem Wege nach Schlenheim, seine ganze Barschaft in der Tasche.

* * *

Der Müller-Adolf ging die nächsten Tage und Wochen nach dem Schlenheimer Turnfest blaß und niedergeschlagen umher. Es schien ihm nicht gut bekommen zu sein, obwohl er, wie er vorausgesehen, den ersten Preis davongetragen hatte.

Sein Gewissen schlug ihm. Er hatte erschrecklich viel Geld ausgegeben und mußte nicht, wie er die gemachten Schulden decken sollte. Auch fürchtete er jeden Tag, sein Vater, der doch sicherlich von der Geschichte hören mußte, würde ihn nach dem Ursprung des ausgegebenen Geldes fragen. Der auf ihm lastende Druck machte ihn übrigens fleißiger und gewissenhafter. Auch suchte er jetzt mehr wie sonst die Spielkameradin seiner Kindheit, das blonde Mädchen in dem Häuschen am Mühlweg auf — die sogenannte Schreinerlene.

Es war nämlich merkwürdig, so bald der leichtsinnige Müllerssohn in Not und Verlegenheit kam, was nicht allzu selten geschah, flüchtete er zu Lenchen und suchte bei ihr Rat und Hilfe, wiewohl es kaum ein ärmeres und ratloseres Kind im Dorfe geben mochte, als Lenchen. Ihr Vater trieb sein Schreinerhandwerk ohne Fleiß und rechtes Geschick. Er war ein sogenannter „Planemacher“, der am liebsten im Wirtshaus saß und mit seinen Erfindungen prahlte und über Gott und die Welt räsionierte. Dagegen lag die Mutter von Sicht gelähmt schon Jahre lang im Bett und bedurfte fortwährender Pflege. Lenchen aber hatte für alles zu sorgen, die Haushaltung zu führen, der Mutter zu warten, die zahlreichen Geschwister zu erziehen und noch mitzuhelfen, daß das nötige Geld vorhanden war.

Fürwahr ein hartes Geschick lag auf den Schultern dieses Mädchens, das ihr keine Zeit ließ, sich um das Wohl und Wehe Anderer viel zu kümmern. Auch war sie noch einige Jahre jünger als Adolf, so daß man kaum begreifen konnte, wie er sie als seine Stütze wählen mochte.

Doch so arm sie war, besaß sie einen reichen Schatz an tiefer, inniger Frömmigkeit und fester Glaubens-

zuversicht, die ihr einen inneren Halt gaben und eine Klarheit im Urteil, welche dem jungen Mann entschieden abging. Er fühlte unwillkürlich ihre geistige und sittliche Ueberlegenheit, und da beide wie Geschwister vertraut waren und sich liebten, beugte er sich am liebsten vor ihr.

Sie hatte ihren frommen Sinn neben dem Pfarrer hauptsächlich der verstorbenen Müllerin zu verdanken, deren Liebling sie gewesen war. Und so war Adolf fast, wenn er zu Lenchen kam, als wenn er zu seiner Mutter ginge. Ihr Geist redete aus ihr.

Es war ihm schon viel leichter ums Herz, wenn er ihr alles gebeichtet und aus ihrem liebevollen Munde seine Strafpredigt empfangen hatte. An ihrem Urteil über ihn lag ihm doch am meisten in der Welt. Was kümmerten ihn alle anderen!

Das wäre schon ganz schön gewesen, wenn seine Reue nicht rasch vorübergehend und gründlicher gewesen wäre. Aber, während seine Freundin auf seine schwere Versündigung gegen Gott und seinen Vater durch sein leichtsinniges unredliches Wesen vorzugsweise aufmerksam machte, stand bei ihm die unangenehme Lage, in welcher er sich befand, stets im Vordergrund.

War dagegen die Gefahr vorbei, dann trat auch der alte Mensch mehr oder weniger hervor.

Auch diesmal wäre es so gegangen, denn der Vater Adolfs, obwohl er von den flotten Gastgebereien seines Sohnes wußte, sagte absichtlich nichts. Er war der thörichten Ansicht, er brauche die Schulden seines Sohnes, welche derselbe ohne sein Vorwissen gemacht habe, nicht zu bezahlen und lachte sich in das „Fäustchen“ über die langen Gesichter, welche die Gläubiger seines Sohnes machen würden, wenn er ihnen erklärte, daß er keinen

Pfennig für seinen Sohn bezahlen würde. Wer allerdings später das lange Gesicht machen würde, das sollte sich noch herausstellen. Jedenfalls wäre es am Platze gewesen, wenn der Müller statt seinem schmutzigen Geize, seiner väterlichen Gewissenhaftigkeit Gehör gegeben hätte. Dadurch wäre mancher Ausschreitung seines Sohnes vorgebeugt worden.

Zufällig kam das Militärleben, in welches Adolf im Herbst eintreten mußte und die Erwägung dazwischen, daß man dabei viel Geld brauche, sonst wäre gewiß der jugendliche Verschwender in neue Verbindlichkeiten gefallen. Aber vor seiner Seele stand wie ein Gespenst die bange Frage: „Wie erhalte ich das nötige Geld?“

Seine eigene Schuldenlast drückte ihn gleichermaßen darnieder wie auch das Bewußtsein des knickerigen Wesens seines Vaters.

Schon damals kam manchmal der Gedanke gleich dem Versucher über ihn: „Du könntest dir aus aller Verlegenheit helfen, wenn du fortführest bei dem roten Wurdje Schulden zu machen. Du hast ja doch einmal angefangen. Jetzt ging es in Einem hin. Der rote Wurdje aber würde ein vorzüglicher Bankier sein für deine ganze Militärzeit.“

Noch freilich hielt ihn der Einfluß seines guten Engels, seiner früheren Schulkameradin, noch blieb er ernstlich bei dem Plane, den sie ihm eingegeben hatte — nämlich, seinem Vater ein volles Geständnis abzuliegen und sich von ihm für seine Dienstjahre, einen festen, wenn auch vielleicht geringen Zuschuß auszubedingen, und darnach sein Leben sparsam einzurichten. Aber wie lange er bei seinen guten Vorsätzen ausharren würde, konnte niemand sagen.

Ihre letzte Unterredung hatten beide oben auf dem Kirchhof an einem Samstagabend am Grabe der Mutter Adolfs. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen auf das junge Paar und der Herbstwind rauschte durch die Trauerweiden und die finsternen Tannen, welche den Kirchhof schmückten.

Das Mädchen sprach mit großem Eifer, aber der junge Mensch schien nicht zuzuhören. Er war völlig versunken in die ihm bis jetzt noch nicht bewußt gewordene Schönheit seiner Jugendfreundin. Erst die niedergehende Herbstsonne mußte ihm ihr wunderbar schönes Haar, ihre prächtige Gestalt und die belebten Züge ihres lieben Gesichtes in das rechte Licht setzen.

Er sah nur das Aufleuchten ihrer treuen Augen und die Bewegungen ihres schönen Mundes, aber von dem was sie redete, begriff er nur wenig.

„Höre doch, Adolf!“ sagte sie. „Solange Mordje noch Scheine von dir besitzt, ist es, als wenn der Teufel deine Seele gekauft hätte. Er ruhet nicht, bis er dich in das Elend gebracht und dich zum Lumpen oder Verbrecher gemacht hat. Gott, was hat es mir eine Mühe gekostet, meinen Vater wieder aus seinen Krallen zu befreien. Er kennt alle deine Schwächen und Neigungen und weiß im voraus deine Verlegenheiten und je nachdem es ihm klug dünkt, ist er zur Hilfe bereit, oder macht ein drohendes Gesicht und weiß durch Zögern seine Forderung zu steigern. Aber im Handumdrehen macht er aus einer Mark zehn und ehe du in Wahrheit tausend Mark empfangen hast, besitzt er dein halbes Vermögen.“

Als das Mädchen schwieg, um eine Antwort zu erwarten, schien er fast unwillig, daß er in seinem Anblicken und Träumen gestört wurde.

„Du hast ja in allem recht,“ erwiderte er. „Aber Du weißt, daß mein Vater immer durchgeht, wenn ich von meinen Schulden anfang.“

„Das sind doch nur Ausreden,“ sagte ärgerlich das Mädchen. „Ich bitte Dich, bringe endlich einmal die Geschichte in Ordnung! Ich kann Dich wahrhaftig nicht begreifen, wie Du noch zu zögern vermagst. In einigen Tagen gehst Du fort und was soll dann werden? Siehe, heute bist Du zur Beichte gegangen, morgen willst Du zum Abendmahl gehen — glaubst Du wirklich würdig zu sein an den Tisch des Herrn zu treten, mit diesen heimlichen Schulden auf dem Gewissen? Adolf, nimm es nicht zu leicht — wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selbst das Gericht.“

Lenchen traten Thränen in die Augen.

„Adolf,“ rief sie und ihre ganze liebende Besorgnis lag in ihrer rührenden Stimme. „Dein zeitliches und ewiges Wohl steht auf dem Spiel. Ich möchte deswegen nicht von dem Grabe Deiner Mutter weggehen, bis Du mir gelobt hast, reine Sache zu machen zwischen Vater und Dir, ehe Du morgen zum Abendmahl gehest.“

Auch in dem bisher stumm und scheinbar störrig dastehenden Jüngling ging etwas vor, aber es war eine Erregung anderer Art.

„Ich muß zuerst noch eine andere Sache in das Reine bringen, aber nicht zwischen meinem Vater und mir, sondern zwischen Dir und mir,“ rief er, heiße Liebesglut in den Augen. Er faßte plötzlich Lenchen um den Hals und küßete sie leidenschaftlich, soviel sie sich auch seiner zu erwehren suchte.

„Ich habe Dich immer,“ sagte er dann, „für das beste Mädchen der Welt gehalten, heute aber habe ich wahrhaftig zum erstenmale gesehen, daß Du auch das

schönste Mädchen der Welt bist. Und wenn ich Dir etwas geloben soll, so will ich Dir zuerst geloben, daß ich niemand anders, als Dich zur Frau nehme.“

Lenchen war weinend auf das Grab der Müllerin gesunken. „Warum weinst Du denn so schrecklich,“ fragte er besorgt. „Mir ist so ernst und feierlich zu Mute, wie noch nie in meinem Leben. Ich werde Dir mein Wort halten.“

„Ach, wie machst Du mich so unglücklich, Adolf,“ sagte sie. „Das hättest Du mir nicht thun sollen. Du weißt, daß wir nie ein Paar werden können, wenn ich Dich auch noch so gern habe. Dazu bin ich zu arm und zu verachtet. Ich habe auch schon deswegen Gewissensbisse gehabt über unsere Zusammenkünfte. Aber ich dachte, das ist Jugendfreundschaft. Siehst Du, nun hast Du uns auf immer getrennt. Wir dürfen nie mehr zusammenkommen.“

Als Adolf ihr sich wieder nähern wollte, rief sie: „Augenblicklich verläßt Du mich, oder ich verlasse Dich.“

„Ich verlasse Dich nie mehr,“ gelobte er. Allein kaum hatte er es gesagt, als das Mädchen aufsprang und wie ein gescheuchtes Reh vor ihm floh. Sie lief so schnell, daß er, so gewandt er sein mochte, sie nicht einholen konnte.

„Ich will ja mit dem Mordje brechen!“ keuchte er.

„Das werde ich sehen, wenn Du zum Abendmahl kommst.“ — Aber er kam nicht zum Abendmahl. Sein Vater ließ ihn wirklich, so oft er es versuchte, von seinen Schulden zu reden, nicht zu Wort kommen.

Lenchen aber weinte um ihren nun doppelt verlorenen Jugendfreund.

*

*

*

Adolf Deisner war jetzt schon beinahe ein Jahr bei den blauen Husaren in B. und ein überaus flotter Soldat, der jedermann auffiel wegen seines hübschen Aeußeren und seiner nobelen Gewohnheiten. Immer hatte er Geld. Seine Kameraden konnten nicht begreifen, woher er es nahm. Denn auch die reichsten Eltern unterstützten in so großartiger Weise nicht ihre Söhne.

Der rote Mordje hätte Auskunft zu geben vermocht. Seine Börse wurde immer dünner, aber der Pack der von dem Müllerssohne ausgestellten Schuldscheine wurde immer dicker. Der eifrige Jude schien nur noch für den Soldaten in der Welt zu sein. Sein ganzer Verdienst wanderte in die Garnisonstadt.

Er konnte es ja auch leicht wagen. Denn neben den Schuldscheinen besaß er als eine Art Bevollmächtigung noch einen Brief des alten Müllers, worin derselbe auf die Drohung Adolfs, er müsse Geld borgen, wenn sein Vater keines schicke, im Zorn schrieb, er möge borgen so viel er wolle, wenn es ihm jemand gäbe.

Doch eines Tages war auch des Juden Börse leer, während der blaue Husar Brief auf Brief sandte. Da sah man denn den langbeinigen Mordje den Pack der Deisnerischen Schuldscheine und noch einen Bündel anderer Papiere und Scheine zusammenraffen und nach dem schönen Haus mit dem schönen Laden zu dem reichen Jzif Bär wandern, um ihm „anzutragen die Compagnieschaft.“

Mit einer seltenen Offenheit entwickelte der junge Jude dem gewiegten Geschäftsmann seine bisherige Thätigkeit, die laute Rufe des Erstaunens bei demselben erweckten.

„Gottes Wunder, was bist Du dochem!“ sagte er ein über das andere mal. Hier bei dem dicken Jzif fand Mordje ein ganz anderes Verständnis, als bei dem großen Schlaume.

Mit einer wahren Achtung schaute der reiche jüdische Herr zu dem als schmutzigen Judenbuben geltenden Mordje in die Höhe, zumal als derselbe anfang, seine Pläne für die Zukunft vorzulegen.

Schon hatte er da und dort eine Kuh bei einem Bauern eingestellt, für dessen Nutzung ihm der Bauer eine verhältnismäßig viel zu hohe Summe bezahlte. Aber der Bauer that es, weil er gerne bei den anderen den Glauben erwecken wollte, die Kuh sei sein Eigentum.

In ähnlicher Weise dachte er bei den Bauern der Umgegend, die immer mehr in Schulden gerieten, neben den Wechseln, die sie schrieben, nach Gefallen Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe einzustellen.

„In ihrem dummen Stolze,“ sagte er, „werden sie schweigen und werden für uns arbeiten selbst wie die Pferde. Sie werden sein unsere Leibeigenen. Wir aber, die lange verachteten Juden, werden sein die Ritter und die Herrn. Und wenn wir auch nicht wohnen in den Burgen und nicht haben Panzer und Schwerter, werden sie uns doch gehorchen müssen auf das Wort.“

Die üppig schöne Rosalie, nach der neuesten Mode gekleidet, blickte neugierig in die Stube, mit wem sich ihr Vater so angelegentlich unterhielt, aber als sie den Mordje sah, zog sie sich mit verächtlicher Geberde zurück. Als Mordje zum zweiten mal kam in das schöne Haus des reichen Jzif, da schaute die schöne Rosalie, wie ihr Vater, mit Achtung auf den Mordje.

Und als er kam zum dritten mal und hatte einen schönen, schwarzen neumodischen Anzug an, da durfte er ihr geben einen Kuß.

Kurze Zeit nach seiner Verlobung schrieb Mordje an Adolf, daß er ihm vorderhand kein Geld mehr leihen könne, dagegen müsse er auf Rückzahlung dringen, indem

er jetzt selbst sein Geld nötig habe, da er sich zu verheiraten gedächte.

Der Brief kam Adolf um so unangenehmer, als er eben im Begriff war, wieder einen sogenannten „Brandbrief“, worin er um frische Zusendung bat, an Mordje abgehen zu lassen. Er mußte nun einen andern schreiben, worin er flehentlich um Geld bat und die größten Versprechungen machte, aber Mordje blieb hart. Er bewahrte auch noch einer ganzen Reihe von den dringendsten Schreiben Adolfs gegenüber seine Standhaftigkeit, ja er drohete, wenn Adolf nicht zahlte, dessen Vater seine Schuldscheine vorzulegen.

Der leichtsinnige Müllerssohn war in Verzweiflung. Er ging so niedergeschlagen umher, daß er überall gefragt wurde, ob er krank sei. Er trug sich mit Selbstmordsgedanken.

Vielleicht hätte er in falscher Scham auch diese verruchte That ausgeführt, wenn ihn nicht der plötzliche Tod seines Großvaters und dessen Begräbnis in die Heimat gerufen hätte.

Dort gab er sich ein außerordentlich flottes und frisches Aussehen. In seiner kleidsamen, prächtigen Uniform war er indessen auch eine auffallend schöne Erscheinung.

Sobald er durch die Straße stolzierte, flogen alle Fenster auf. Selbst Lenchen konnte es nicht über sich gewinnen, ihm jedesmal nachzusehen, wenn er am Hause vorbeigegangen war. Alle aber grüßten den schönen, glücklichen Müllerssohn, dem eine so schöne Zukunft lachte.

Ach wenn sie gewußt hätten, wie elend es in seinem Innern aussah und wie gern er den Flitter ausgezogen und sich an dem Herzen seines Lenchen ausgeweint hätte.

Ach wie recht hatte sie gehabt, ihn vor Mordje zu

warnen. Jetzt wo er ihn ganz in der Gewalt hatte, zeigte er ihm erst unverhohlen die grinsende Bosheit seines Wesens.

Nächtlicherweile war Adolf zu ihm geschlichen. Es hatte einen argen Auftritt gegeben. Denn die Unverschämtheit der Forderung, die Mordje machte, wenn er ihm noch weiteres Geld zur Verfügung stellen sollte, überstieg selbst die Leichtfertigkeit des flotten Soldaten. Er sollte die ihm bisher geliehene Summe neben den schon von ihm ausgestellten Schuldscheinen, von deren Betrag er nie mehr als den vierten Teil erhalten hatte, nochmals auf einen Schuldschein als Schuld bekennen und keinen Pfennig davon haben.

„Das thue ich nicht,“ rief Adolf zornig, „eine solche Presserei ist ärger, als Straßenraub. Ich werde schon außer Dir noch jemand finden, der mir Geld leiht.“

„Morgen werde ich präsentieren Deinem Vater Deine Schuldscheine,“ grinste der Jude ihn hohnlächelnd an.

„Das ist mir auch einerlei,“ rief Adolf und schlug die Thüre hinter sich zu, während er sporenklirrend die Treppe hinabsprang.

Aber es war ihm nicht einerlei. Zu Hause saß er, den wirren Kopf auf die auf dem Tisch ruhenden Arme gestützt und stieß einen schweren Seufzer nach dem andern aus.

Die Wäs, welche die Nacht bei dem Toten wachte, glaubte, er trauere um den Großvater, und suchte ihn zu trösten.

„Ach, da fällt mir ein,“ sagte sie, „fast hätte ich es mit meinem dummen, alten Kopf vergessen. Nun, wo habe ich es denn? Ach hier. Da auf das Blatt hat der Großvater, ehe er starb, noch etwas gekritzelt. Das soll ich Dir allein geben nach seinem Tode. Ich habe

es nicht herausgebracht, was er gewollt hat, trotzdem daß ich die Brille aufsetzte. Der alte Mann hat nie eine Brille gebraucht. Nun Du mit Deinen jungen Augen wirst es wohl lesen können."

Adolf starrte anfangs gleichgiltig auf das Papier, bis er allmählich aufmerksamer wurde und zuletzt ziemlich aufgereggt erschien. Auf dem Blatt war mit sehr unleserlicher Schrift geschrieben, daß der Großvater unter einem Brett hinter dem Ofen einen Geldsack verborgen habe. Das Geld wolle er ihm, seinem Enkel, zu seiner alleinigen Benützung vermachen; denn er gönne es seinem geizigen Sohne nicht. Derselbe habe es nicht um ihn verdient.

"Dummes Zeug!" sagte Adolf, da er die Augen der alten Frau neugierig auf sich gerichtet sah. "Das kann kein Teufel herausbringen," und steckte das Papier in seine Tasche.

Nachdem er zum Schein noch ein paar Mal geseufzt hatte, meinte er zu der Alten gewandt: "Ich kann doch nicht schlafen. Bei Tagesanbruch wecke ich Euch. Wollet Ihr Euch nicht in das Bett legen, Was?"

Als er bei Tagesanbruch die Was weckte, hatte er vorher einen schweren Geldsack vor die Hausthür gestellt und als er vorgab, auf seine Kammer zu gehen und zu schlafen, schlich er auf den Strümpfen zur Hausthür hinaus.

Sein Gang ging geraden Weges wieder zu Mordje.

In dem Sack waren nur alte Münzsorten, mit denen er allein nichts anzufangen wußte.

"Hier Du Geldschlunk" — rief er ihm zu, nachdem er ihn aus dem Bett geklopft hatte, "mache Dich bezahlt."

Aber, so groß die Summe war, welche der alte Geizhals gleich einem Hamster zusammengetragen und vor der Welt verborgen hatte, reichte sie doch nicht.

Nach einer oberflächlichen Berechnung des Wertes des gefundenen Schatzes, wobei natürlich Mordje keineswegs zu kurz kam, blieben Adolf, nachdem er 500 Mark baar empfangen hatte, noch 5000 Mark zu bezahlen.

„Die eine Hälfte hast Du jetzt, mit der anderen Hälfte wirst Du warten, bis ich majorenn bin,“ sagte Adolf, indem er die empfangenen Schuldscheine zerriß.

„Wir wollen sehen,“ grinste Mordje. Er glaubte, Adolf jetzt ganz sicher zu haben, denn er dachte, das Geld sei gestohlen.

* * *

Der alte Großvater hatte sich arg getäuscht, da er glaubte, sein Sohn wisse nichts von dem verborgenen Schatz. Oft hatte derselbe gelauscht, wenn der Alte nach echter Geizhals-Manier halbe Nächte aufblieb, um sein Geld zu zählen und sich an seinem Anblick und seinem Klang zu erfreuen. Endlich nach längerem Suchen hatte er auch das Versteck entdeckt, wo sich derselbe befand und nun selbst seinerseits eine Kassenrevision veranstaltet, indem er ein Verzeichnis sämtlicher Kronenthaler, Dukaten, Friedrichsdor u. dergl. aufstellte. Seinem Vater das Spielwerk zu entreißen, hatte er nicht den Mut. Wozu aber auch solche Gewaltthat? Das Geld mußte ihm ja doch einmal zufallen, wenn der Alte über kurz oder lang mit Tod abging. Die Zinsen freilich verlor er, was ihm schon hart genug war. Am liebsten hätte der Müller, als nun wirklich sein Vater starb, sich des Schatzes bemächtigt, allein eine gewisse Scheu oder Anstandsgefühl hielt ihn davon zurück, so lange der Leichnam im Hause war, das Geld seines Vaters anzurühren. Als aber nach der Beerdigung die letzten Trauergäste sich entfernt hatten, darunter auch Adolf, ging er an das Werk.

Wie furchtbar war seine Enttäuschung und sein Zorn, als er das Versteck leer fand.

„Hier hat ein verruchter Diebstahl stattgefunden,“ rief er. Sofort nahm er die Müllerbursche, Knechte und Mägde, ja sogar die Wäs in das Verhör, aber natürlich ohne einen anderen Erfolg, als daß es einen furchtbaren Lärm gab.

Schon nach einer Stunde wußte es das ganze Dorf.

Als die Kunde zu Mordje drang, wurde er leichenblaf. Er erwog, daß, wenn er auch an dem Diebstahl selbst unschuldig war, unangenehme Dinge für ihn an den Tag kommen könnten. Gerade jetzt aber, wo er durch seine Heirat das beste Geschäft seines Lebens zu machen gedachte, wäre ihm eine Berührung mit den Gerichten doppelt fatal gewesen.

Der Verdacht, welcher auf Adolf fallen könnte, mußte abgelenkt werden. Aber wie? Ein teuflischer Plan ging durch das an Anschlägen reiche Gehirn des roten Schurken.

Der Vater Lenchens, der liederliche Schreiner, sollte das Opfer sein. Er hatte den Sarg gemacht und war auf diese Weise in die Kammer des Toten gekommen. Ein paar der alten Münzen unvermerkt in seine Hände gespielt, mußten ihn unrettbar dem Verdachte, das Verbrechen begangen zu haben, überliefern. Ohne Verzug ging er an sein finsternes Werk, wobei er von dem Glück außerordentlich begünstigt wurde.

Als er, eine Gelegenheit suchend, um das Häuschen des Schreiners herumstrich, sah er die zwei kleinsten Kinder desselben an dem Abhang sitzen, wo das höhere Feld in den Mühlweg sich jäh absenkte und in den für Kinder so beliebten Erdarbeiten spielen. Hinter Schlehen und Weißdorn, die oben standen, verborgen, ließ nun

Mordje die Geldstücke in die von den Kindern aufgeworfene Grube rollen.

Die Kinder schriekten laut auf vor Freude über das gefundene Geld und liefen zu Lenchen, um es ihr zu zeigen. Aber an der Hausthür begegnete ihnen ihr Vater. Als er von dem Funde hörte, nahm er den Kindern, die darüber weinten, das Geld weg und steckte es ein.

Als er diese Heldenthat vollbracht hatte, entfernte er sich rasch; denn er besaß einen ungemeinen Respekt vor seiner Tochter und ihrer Ehrlichkeit und fürchtete, daß er es zurückgeben müsse.

Geraden Weges ging er in das Wirtshaus. Er hatte es schon länger meiden müssen, weil der Wirt nicht mehr borgte.

„Jetzt habe ich Geld,“ rief er dem Wirt entgegen, indem er die beiden Kronenthaler und den Friedrichsdor auf den Tisch warf. „Ihr nehmet doch Kronenthaler und Friedrichsdor? Durch den feinen Silber- und Goldgehalt sind sie fast vollwertig.“

Der Wirt blinzelte dem Schreiner zu und schüttelte den Kopf, um ihn zum Schweigen zu bringen. Denn in der Ecke, von dem Schreiner nicht gesehen, saß ein Gensdarm bei einem Glase Bier.

Der Schreiner aber glaubte, der Wirt mißtraue ihm und sagte: „Das ist ehrliches Geld. Ich habe einen Schatz gefunden und kann Euch noch mehr von der Sorte bieten.“

„Nun da haben wir ja schon den Dieb,“ sagte der Gensdarm, indem er die Hand auf die Schulter des Schreiners legte, „der ist einmal leicht in das Garn gelaufen.“

Der Schreiner war wie betäubt, als er plötzlich dem Gensdarmen in das Gesicht blickte. In seinem

Häuschen wußte man vielleicht allein im Dorfe noch nichts von dem bei dem Müller stattgefundenen Diebstahl.

Jetzt hätte der Schreiner gern widerrufen. Er sprach von seinen Kindern, aber niemand glaubte ihm.

Später wurde allerdings ein Verhör mit ihnen angestellt, da der Schreiner wie verzweifelt schrie, wenn er seinen Schatz herausgeben sollte, den er doch nicht hatte, und auf den Fund der Kinder hinwies. Aber da hatten die Kinder schon alles wieder vergessen.

Des Schreiners Schuld stand felsenfest.

Mordje lachte wie ein Satan über das fast wunderbare Gelingen seiner List. Er schrieb an Adolf, daß derselbe nur nichts verraten solle, da er den Schreiner für ihn eingestellt habe, dem man ja später eine kleine Abfindungssumme geben könne.

Mordje triumphierte nach allen Seiten.

Den Müllerssohn hielt er jetzt noch fester, da ein anderer für ihn gefangen saß. Und zugleich konnte er sich an Lenchen, seiner geheimen Feindin, rächen.

Während der Untersuchung und endlichen Verhaftung des Schreiners feierte er seine Hochzeit in der Stadt und machte hernach mit der jungen Frau nach der neuesten Mode eine Hochzeitsreise, wobei er allerdings von der ihm von seinem Schwiegervater bewilligten Summe so viel wie möglich zu sparen suchte. Bei seiner Heimkehr kam ihm eine überraschende und nicht gerade willkommene Nachricht entgegen. Adolf war mit seinem Pferde gestürzt. Man zweifelte an seinem Aufkommen. Noch lag er bewusstlos. Sein Vater, welcher in der Garnisonsstadt war, hatte ihn nicht sprechen können.

„Ja, da müssen wir sehen, daß wir kommen zu unserem Geld,“ sagte er und schrieb in seiner raschen

eifrigen Weise sofort dem alten Müller Deisner um die schuldigen 5000 Mark.

Der Müller erschrak ein wenig anfangs, dann aber lachte er höhnisch auf und würdigte Mordje gar keiner Antwort. Auch als er bald darnach von dem Gerichte zur Zahlung aufgefordert wurde, kümmerte er sich nichts darum.

„Das sind nichts als Advokatenniffe,“ sagte er verächtlich. Aber als ihm die Mühle gepfändet wurde, merkte er doch, daß es ernst wurde.

„Da muß ich doch einmal nach der Stadt gehen und den Herren vom Gericht sagen, was Rechtens ist,“ meinte er.

In der Stadt fuhr er mit seinem Wägelchen im „weißen Kopf“ an, da er mit dem Kopfwirt schon Jahre lang bekannt war. Als er diesem die Geschichte erzählte, schüttelte derselbe den Kopf, aber der Müller war seiner Sache gewiß. Um seinen Kopf noch heller und seine Zunge geläufiger zu machen, trank er noch einige Schoppen.

Aber da er nun vor Gericht seine Weisheit vortrug, daß er nichts für seinen Sohn zu zahlen brauche, da er nichts von dessen Schulden wisse, lächelten die Herren ungläubig und erklärten ihm darauf mit aller Entschiedenheit, daß er für seinen Sohn haftbar sei und für dessen Schulden aufkommen müsse, zumal er demselben die Erlaubnis zum Borgen gegeben habe.

Als aber dem Müller nach und nach immer klarer wurde, daß er trotz alles Sträubens zahlen müsse und das viele schöne Geld verloren sei, stieg ihm Wein und Zorn glutheiß in das Gehirn. Er schrie: „Alle sind Spitzbuben. Der Mordje ist ein Spitzbube. Der Advokat ist ein Spitzbube, und Sie meine Herren sind auch Spitz-

buben.“ Und nun war es ihm, als wenn die ganze Stube sich mit ihm herumdrehe und die Decke auf seinen Kopf falle. Er stürzte zusammen. Der Schlag hatte ihn gerührt. Nicht tot, aber schwer krank wurde er nach Hause gebracht.

* * *

An dem sonst so sonnig gelegenen Mühlweg sah es düster aus. Es wurde übrigens auch nicht hell, als der Novembernebel der winterlichen Dezember Sonne wich. Die Dunkelheit war von einer äußeren Sonne nicht wegzuscheinen.

In dem Schreinerhäuschen ging es noch erträglich, so viel Leid dasselbe auch erfahren hatte. Denn zu der Armut, die jeden Tag drückender wurde, war die Schmach hinzugetreten. Der Vater des Hauses, der, wenn auch kärglich, doch immerhin mit seiner Arbeit die Familie ernährt hatte, saß des Diebstahls angeklagt im Gefängnis.

Seine Sache sollte nächstens vor den Geschworenen abgeurteilt werden. Einige Jahre Zuchthaus waren ihm gewiß. Was sollte dann aus den armen Leuten werden? Schon wich man ihnen überall aus und entfernte alle wertvolleren Sachen aus ihrer Nähe, als wären sie sämtlich über Nacht zu heillosen Spitzbuben geworden.

Wenn Lenchen nicht so außerordentlich geschickt im Nähen gewesen wäre, oder ein Ersatz für sie im Dorfe gewesen wäre, hätte sie nicht einmal Arbeit bekommen und ruhig verhungern mögen. Oft genug mußte sie, wenn sie Näherei bekam, sich von den Bauernweibern mahnen lassen, sie solle auch ehrlich alles, was ihr anvertraut wurde, zurückgeben.

Aber gerade Lenchen war in dieser dunklen Zeit

noch mehr wie sonst die Stütze des Hauses. Ihre Frömmigkeit bewährte sich als echt. Ihr Glaube schwankte nicht einen Augenblick. Sie betete nur öfter und inniger und las, um sich zu stärken, sich und ihrer Mutter die trostreichsten Stellen der heiligen Schrift laut vor.

Auch sang sie abends oft ein geistlich Lied. Ein besonderes Lieblingslied wurde das: „Harre meine Seele, harre des Herrn!“ Wenn es hieß: „Sei unverzagt, bald der Morgen tagt, und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach. In allen Stürmen, in aller Not, wird er dich beschirmen, der treue Gott“ — standen immer Thränen in ihren schönen Augen. Es war eine große Glaubensnatur in dem Mädchen. Nirgends sah sie einen Lichtschimmer in dem Dunkel und das tiefe Weh ihrer geheimen, aber starken Liebe zu Adolf durchzitterte ihr Herz, doch blieb sie einem Felsen an Zuversicht und Hoffnung.

Trotz der schweren Last, die auf ihr lag, gewann sie auch noch Zeit, der armen, alten Was in der Mühle beizuspringen. Dort in der Mühle sah es trostlos aus. Der Müller lag durch den Schlag an Händen und Füßen gelähmt im Bett. Den Gebrauch seiner Sprache hatte er allmählich wieder erhalten. Allein er benutzte dieselbe nur, um zu toben und zu fluchen.

Der Mann litt Höllequalen. Ein unbezwingliches Mißtrauen besaßte ihn. Er meinte, alle Welt benutze seinen Zustand, um ihn zu bestehlen. Den Versicherungen der Was glaubte er zuletzt auch nicht mehr, sondern meinte, daß sie mit dem Gesinde unter einer Decke spielte. Wenn sie zu ihm an das Bett kam, überhäufte er sie mit Vorwürfen und Schimpfreden, daß sie gern wieder ging. War er dann allein, fühlte er erst recht seine Ohnmacht und schrie und wütete bis zur Sinnlosigkeit.

Eines Tages hörte Lenchen, welche die Wäs aufsuchen wollte, dieses wahnsinnige Toben. Da sie niemand im Hause fand, ging sie bis an das Bett des armen Kranken, um zu sehen, ob sie ihm nicht eine Hilfeleistung bringen könnte. Ganz erschöpft, fast ohnmächtig lag er da. Indem sie ihm den kalten Schweiß von der Stirne wischte, fragte sie mit ihrer sanften, liebevollen Stimme, mit was sie ihm dienen könne.

Er starrte sie lange wie geistesabwesend an, dann fragte er: „Bist Du ein Engel Gottes und willst Du meine arme Seele holen?“

„Ach nein, ach nein! Ich bin ein sündiger Mensch,“ wehrte Lenchen.

„In Deinem Gesicht aber wohnt Unschuld und Ehrlichkeit,“ meinte er. Doch plötzlich erwachte sein schreckliches Mißtrauen. „Bist Du nicht die Tochter des Schreiners, der mich bestohlen hat, und willst Du mich auch bestehlen, deshalb bist Du hereingeschlichen!“ Lenchen wurde feuerrot. Voll Entrüstung sagte sie: „Mein Vater ist ein armer Mann, aber kein Dieb. Es hat sich jetzt der herausgestellt, der das Geld Eures Vaters genommen hat. Mein Vater kommt in den ersten Tagen frei. Ich wollte eben der Wäs die Freudennachricht bringen.“ Der Müller hörte mit Spannung auf diese Mitteilung, dann fragte er hastig: „Wer ist es? Kann ich mein Geld wieder bekommen?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Lenchen. „Aber von Eurem Sohne weiß ich, daß es viel besser geht.“

Obwohl ihn die Nachricht über seinen Sohn erfreuen mochte, so schien ihn doch das Geld noch mehr zu interessieren. Er fragte hauptsächlich darnach.

Lenchen aber wollte nicht sagen, daß Adolf das Geld genommen hatte, wenn auch derselbe es ihr offen und

ehrlieh geschrieben hatte. Sie schalt den Alten: „Schämt Euch, Herr Deisner, daß Euch Euer Geld lieber ist, als Euer Sohn.“

Während sie aber schalt, rückte sie mit sanfter Hand die Kissen zurecht und gab ihm Wasser und Wein, wonach er verlangte. Am Abend desselben Tages sagte der Müller zu der Wäs, sie solle ihm das Lenchen zur Pflege bestellen.

„Ja, die wird Euch pflegen,“ meinte diese, „nachdem Ihr ihren Vater unschuldig in das Gefängnis gebracht habt. Die hat mehr zu thun. Aber ich will es ihr sagen.“

Merkwürdiger Weise ging Lenchen mit Freuden auf den Vorschlag ein. Sie theilte ihre Zeit zwischen ihrer Mutter und den Geschwistern und dem Müller und erzeugte dem frankem, verlassenem Manne eine Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, die denselben oft rührte. Sie las ihm stundenlang vor, oder unterhielt ihn, wenn sie an seinem Bette nähte.

Er hörte ihr aber gar zu gerne zu. „Mir ist es, als redete meine verstorbene Frau zu mir, die war eben so sanft und fromm, wie Du!“ sagte er.

Als ungefähr acht Tage so vergangen waren, befahl er eines Tages der völlig erstarrten Wäs, einen Sack Mehl, zwei Säcke Kartoffeln und eine Speckseite in das Haus des Schreiners zu schicken. Später ließ er sich von ihr Luc. 12, 16—21 die Geschichte des „thörichtem Reichen“ vorlesen, dieselbe hatte ihm an dem Tage auch Lenchen vorgelesen. Er murmelte noch lange, als die Wäs gegangen war: „Weß wird sein, was Du bereitet hast?“

Die Wäs aber sagte unten zu den Mägden: „Mir war es, als ob ich einen Geist sähe. Ihr sollt sehen, ich habe recht, er stirbt bald. Das hat man oft, daß vor dem Tode noch so merkwürdige Umänderungen geschehen.“

Indessen war es der Tod nicht, der den Müller aufsuchte, sondern inneres neues Leben. Die alte Eiskruste seines Herzens begann zu schmelzen unter dem warmen Frühlingshauch der Liebe.

An seinen leichtsinnigen Sohn, der nunmehr allmählich von seinem schweren Sturze genas, war es schon früher gekommen. Der Anfang geschah durch die gresle Beleuchtung, in welche der Brief Mordjes über die Gefangennahme des Schreiners seine eigene Unredlichkeit und sittliche Versunkenheit stellte. Da war Adolf denn doch noch viel zu brav dazu, um auf die schurkischen Pläne des listigen Juden einzugehen.

Mordje hatte sich in seiner Ueberschlauheit entschieden verrechnet. Eine ebenso große Enttäuschung über den heimtückischen Schuft, wie Scham über sich selbst erfüllte den jungen Menschen. Diese Empfindungen wurden aber noch gewaltig verschärft und verstärkt durch die wirklich innige Liebe, die ihn mit Lenchen verband.

Um alles in der Welt hätte er um feinetwillen keinen Unschuldigen in das Zuchthaus wandern lassen, und viel weniger den Vater seines Lenchens. Sofort suchte er um Urlaub nach, da er schleunigst in die Heimat reisen wollte, um den Schreiner freizumachen. Aber da er sein Gesuch nur schwach begründete und sich gerade im Manöver befand, wurde dasselbe abgeschlagen.

Im Zorn darüber ritt er bei einem gefährlichen Reiterangriff wie blind darauf los. Sein Pferd stürzte und er that einen lebensgefährlichen Fall, in Folge dessen er viele Wochen bewusstlos lag. Als ihm allmählich wieder die Besinnung kam, fühlte er zugleich die Verantwortlichkeit, die auf ihm lag und seine schwere Versündigung gegen Gott.

Ach er war so schwach, daß er keine Hand regen konnte und sollte doch den Schreiner retten. Er bat in

neuevollen zerknirschten Gebeten Gott um Sündenvergebung und um gnädigen Beistand und Hilfe.

Nach einer Nacht voll heißen Gebetringens verlangte er nach dem Militärgeistlichen. Ihm gestand er alles bis in das Kleinste hinein.

Der Geistliche schärfte noch sein Gewissen, wies ihn aber auf den Heiland hin, ohne ihm jedoch vielen Trost zu bieten.

Dagegen kam wenige Tage darauf das Militärgericht an sein Bett und stellte ein eingehendes Verhör mit ihm an. Es war ein Glück für Adolf, daß er noch die Verschreibung seines Großvaters und den Brief Mordjes hatte. Dadurch entstanden ihm wenigstens keine größeren Unannehmlichkeiten, während die Schuld Mordjes sozusagen erwiesen war. Adolf aber jauchzte das Herz auf, als er von dem Gerichte erfuhr, daß auf sein Zeugnis hin der Schreiner freikommen würde.

Sobald er konnte, schrieb er Lenchen einen langen Brief, in welchem er nochmals eine gründliche Beichte ablegte und Gottes Gnade pries, die sich an ihm verherrlichte.

Der Militärpfarrer, der jetzt öfters Adolf aufsuchte und längere Unterredungen mit ihm hatte, unterstützte das Verhältnis mit Lenchen. Er sagte, daß für einen so schwachen Charakter wie Adolf neben Gottes Wort und der Liebe zum Heiland nichts so heilsam sei, als eine kluge, fromme Frau.

War es doch auch, als wenn Gott dieses in seinem einfachen, kindlichen Glauben so starke Mädchen extra zum Rettungsel angelassen habe. Denn wenn ja ihr eigener liederlicher Vater sich besserte, oder der geizige Müller erweichte, oder der schwache Jüngling erstarkte, so war es den Einwirkungen und Gebeten dieser gottinnigen Jungfrau zu danken.

Während Adolf sich von seinem Leiden erholte, wurde eines Tages Mordje Feiz verhaftet und alle seine Papiere und Gelder mit Beschlagnahme belegt. Wenige Tage darauf holte der Gensdarm auch den dicken Fik Bär. Dann gab es eine lange Untersuchung, wobei neben dem Schreiner, Adolf und dem Müller fast die ganze Umgegend verhört wurde. Es war wirklich wunderbar, wie weit die beiden Juden ihre unredlichen Geschäfte ausgedehnt hatten.

In einer Sitzung der Strafkammer wurden beide Juden zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Mordje erhielt das doppelte Strafmaß.

Das schöne, große Judenhause im Dorfe vereinsamte, denn die schöne Rosalie war der Schande halber mit ihrer Mutter in deren Heimat gegangen.

Die Gegend atmete auf. Es war wie ein Eitergeschwür, das aus ihren Gebeinen entfernt wurde. Man hatte viel gelernt. Wenn auch manches zurückgegeben wurde — auch der Müller Deisner brauchte seine 5000 Mark nicht zu bezahlen, sondern erhielt noch Geld heraus — so hatte doch jeder Einbuße erfahren, zumal an dem guten Namen und an der Selbstachtung, wenn er fand, daß er wie ein Tölpel den Betrügern in die Hände gefallen war. Um die Weihnachtszeit kam Adolf mit dem Schreiner, der auch krank in dem städtischen Hospital gelegen hatte, in einer Chaise angefahren.

Sie sahen beide noch bleich aus, aber aus ihren Augen blickte Liebe und Freude, und in ihren Herzen pulsierte neues leibliches und geistliches Leben.

Adolf stieg mit dem Schreiner aus. Er mußte den fröhlichen Empfang sehen, auch hatte er für die Kleinen und Lenchen Geschenke mitgebracht.

„Es ist ehrlich Geld,“ flüsterte er Lenchen zu.

„Und nun ich gerade da bin,“ fuhr Adolf laut fort, „möchte ich euch liebe Eltern, um euren Segen zu meinem Ehebund mit Lenchen bitten.“

Der alte Schreiner lächelte verschmitzt, aber die Frau im Bett brach in laute Verwunderung aus, daß ein so reicher Bursche um ihr armes Mädchen freie.

Noch verwunderter aber war sie, als nun Adolf und Lenchen sich herzlich küßten und thaten, als wenn alles abgemacht wäre. Ach wie gerne gab sie ihren Segen, wie herzlich wünschte sie ihrer lieben, braven Tochter Glück und Heil auf ihren Lebensweg.

Die Chaise war vorausgefahren. Nun wanderten die Brautleute Hand in Hand der Mühle zu, Lenchen mit hochroten Wangen vor holder Erregung und Adolf mit glückstrahlenden Augen.

Als die Wäs sie so sah und hörte, daß sie gerade des Weges zum Müller gehen wollten, um ihn um seine Einwilligung zur Heirat zu bitten, fragte sie Adolf, ob er vielleicht noch durch den Fall im Hirn gestört sei, ob er wohl glauben könne, daß der reiche Grundmüller jemals die Erlaubnis gäbe, daß sein einziger Sohn ein blutarmes Mädchen heirate.

Adolf aber lachte übermütig. Er war seiner Sache schon im voraus gewiß. Der Militärpfarrer hatte durch den Ortspfarrer mit dem Müller verhandelt, und dieser hatte merkwürdigerweise sofort von Herzen dem Plane beigestimmt.

„Dann kommt meine verstorbene Frau wieder in das Haus,“ hatte er gesagt.

Darauf hin hatte Adolf Lenchen geschrieben und deren Zustimmung endlich erlangt.

Eine helle freudige Verklärung ging über des Müllers Gesicht, als er seinen Sohn und Lenchen Hand in Hand an sein Bett treten sah.

Adolf aber stürzte sich auf seinen Vater zu und küßete und herzte ihn unter strömenden Thränen.

Es schien sich jetzt erst das rechte Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu gestalten.

Damit ist die Geschichte fertig. Was wäre auch noch viel zu erzählen?

Sie leben noch alle, Adolf hat sich völlig erholt und blüht trotz seiner Gattin. Auch der alte Müller ist nach und nach wieder zum Gebrauch seiner Glieder gekommen. Ebenso ergeht es der Schreinerin viel besser, nachdem sie auf des Müllers Kosten in Wiesbaden eine Reihe von Bädern genommen hatte.

Von Mordje, dem dicken Izkif und der schönen Rosalie hat man nichts wieder gehört. Dagegen treibt noch der große Schlaume sein ehrliches Gewerbe. Er bildet sich viel auf seine Prophetengabe ein und sagt stets: „Ehrlich währt am längsten.“ Aber die junge Grundmüllerin sagt: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

Im Verlag der Buchhandlung des
Nassauischen Colportagevereins zu Herborn ist ferner
erschienen :

Vender, A., Des Christen Pilgergang in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung. Ein Gebetbuch, 2. Aufl., geb in Leinw. 1,50 *M.*, mit Familienchronik 1,60 *M.*, Halbfranzb. 1,60 *M.*, mit Familienchronik 1,70 *M.*, Goldschn. 3 *M.*, geb. in Leder 2 *M.*, Leinw. mit Goldschn. 2,60 *M.*, fein Leder mit Goldschn. 3 *M.* 25 *S.*

Berthold, S., Unterm Christbaum in drei Jahrhunderten. 6 Weihnachtsgeschichten für jung und alt mit einem Farbendruckbild: Die Hirten an der Krippe, brosch. 80 *S.*, einfach geb. 1 *M.*, eleg. geb. 1,20 *M.*

Daraus besonders abgedruckt:

Die Liebe ist die größte unter ihnen. Um des Gerechten Wohnung her versammelt sich der Engel Heer. 20 *S.* — Unter die Räuber gefallen. Uebers. Fahr. Endlich. 20 *S.* — In Feindesland. Eine Weihnachtsgeschichte aus dem großen Krieg 1870/71. geh. 20 *S.*

— An Gottes Hand. Geschichten aus dem Leben. 12 Bogen, 60 *S.*, einfach geb. 90 *S.*, eleg. geb. 1 *M.* Daraus besonders abgedruckt: Frau Meisterin. Das siebente Gebot. 25 *S.* — Aus alten Papieren. Kleinere Erzählungen 25 *S.*

Caspari, Karl Heinrich, Christ und Jude. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Krieg. 17 Bogen 60 *S.*, einfach geb. 90 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*

— Der Schulmeister und sein Sohn. Eine Erzählung aus dem 30jährigen Krieg. Zu Straßburg auf der Schanz. 13 Bogen. 60 *S.*, einfach gebunden 90 *S.*, elegant gebunden 1 *M.*

— Zu Straßburg auf der Schanz, geh. 15 *S.*

— Alte Geschichten aus dem Speßart. Dorrfagen. 60 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*

— Predigten über die 10 Gebote. 13½ Bogen 60 *S.*, einfach geb. 80 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*

Dammaun, Jul., Das erste und letzte Blatt der Bibel oder Schöpfung und Erlösung. 4. Aufl. geh. 30 *S.*, eleg. geb. 60 *S.*

Dieffenbach, D. G. Chr., Evangelienpredigten, brosch. 1,60 *M.*, eleg. geb. 2

— Epistelpredigten, broch. 1,60 *M.*, eleg. geb. 2 *M.*

- Fischer, G.**, Heil Kaiser Wilhelm II.! Ein Kaiserbüchlein für jung und alt. 6. Aufl., 48 Seiten mit vielen Bildern in steifem Umschlag geh. 15 *S.*
- Heil Deutschlands Kaiserin! Bilder aus dem Leben unserer Kaiserin Auguste Viktoria. 2. Aufl., 48 Seiten mit vielen Bildern, in steifem Umschlag geh. 15 *S.* (In Partien billiger).
- Georg Müller. Ein Blick in die Welt des Glaubens und des Gebets. Mit Porträt. Geh. 20 *S.*
- Charles Haddon Spurgeon. Ein Prediger nach dem Herzen Gottes 7 Bogen geh. 30 *S.*, eleg. geb. 75 *S.*
- Giberne, A.**, Will Foster, der alte Fährmann oder: der Weg zum Frieden. geh. 35 *S.*, geb. 75 *S.*
- Gott mit uns.** Ein Jahrgang Predigten über freie Texte. Herausgegeben von D. H. Maurer, Dekan und Professor zu Herborn. 38 Bogen gr. 8^o, brosch. 3 *M.*, geb. 3,60 *M.*
- Lousdale, Schwester Dora.** Ein Lebensbild. 17 Bogen, 1,20 *M.*, eleg. geb. 1,60 *M.*
- Müller, C. W.**, Am Abgrund. Eine Erzählung aus dem großen Kriege 1870 und 71, geh. 60 *S.*, geb. 1 *M.*
- In des Königs Rock. Bilder und Erinnerungen aus dem Krieg 1870/71, 2. Aufl., 1 *M.*, geb. 1,50 *M.* — Daraus besonders abgedruckt: Der falsche Zuave, 30 *S.* — Edle Rache. Du sollst nicht töten, 30 *S.* — Ein Weihnachtsabend, 30 *S.*
- Das Ehegespenst. Eine Dorfgeschichte, 1 *M.*, geb. 1,50 *M.*
- Menschenwille u. Gotteswege. 4 Erzählungen. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*
- Emil Ohly**, ein Lebensbild aus der Nassauischen und Rheinischen Kirche; dargestellt von seinem Sohne R. Ohly, Pastor an der lutherischen Gemeinde in Elberfeld, 21 Bogen 8^o, brosch. 2 *M.*, eleg. geb. 2,80 *M.*, mit Goldschnitt 3 *M.*
- Dosterzee, J. J. v.**, weiland Professor der Theol. in Utrecht, Aus meiner Trostbibel. Für die Stillen im Lande. Uebersetzt von G. Holten-Weber, 167 Seiten. 1 *M.*, in Kalliko geb. 1,50 *M.*
- Rothenburg, Adelh. v.**, Die Hochzeitsreise. — Das Rätchen von Kiedbach. — Eine Geschichte aus der Hinkelsgasse. Drei Erzählungen. 17 Bgn., brosch. 1,60 *M.*, eleg. geb. 2,40 *M.*
- Es wird wieder gut. — Die Tschows von Groß-Beeren. Zwei Erzähl. in einem Band, 2. Aufl. brosch. 60 *S.*, in Bibliotheksbd. 90 *S.*, eleg. geb. in Weinw. 1 *M.*
- Schnbert, Dr. G. S. von**, Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Robert der Soldat 40 *S.* — Der Meeresstrom 15 *S.* Die drei Erzählungen auf besserem Papier in einem Band. Brosch. 60 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*

- Schubert, Dr. G. S. v.**, Die Zwillinge. Die Schatzgräber 50 *S.*,
einf. geb. 80 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*, dieselben einzeln: Die
Zwillinge 15 *S.*, Die Schatzgräber 30 *S.*
- Spieß, C.**, Geheiligt werde dein Name! Ein Büchlein vom
Schwören. 10 *S.* In Partien billiger.
- Spitta, J. F.**, Pfalter und Harfe, geh. 25 *S.*, eleg. geb. 60 *S.*,
mit Goldschnitt 1 *M.*
- Stark, Joh. Fr.**, Tägliches Handbuch mit Familienchronik, geb.
in Halbleder mit Scheide 1,30 *M.*, eleg. m. Goldschn. 2,25 *M.*
- Wagner, W.**, Die Hausandacht. Ein Wort an christliche
Hauseltern nebst Beispielen aus der Erfahrung. In steifem
Umschlag geheftet 10 *S.*, 100 Gr. 8 *M.*
- Weber, Lic.**, Zeit und Ewigkeit. 20 *S.*
- Wilhelmi, F. Chr.**, Kirchengeschichte in Lebensbildern für Schule
und Haus, 5. Aufl., geb. 60 *S.*
- Wilhelmi, J.**, Der goldene Kelch. Eine Erzählung aus dem
30jährigen Kriege. geh. 50 *S.*, geb. 70 *S.*, eleg. geb. 1 *M.*
- Gutwitt, A.**, Gustavens Lebensschule. Erz. fürs Volk. geh. 30 *S.*
- Luthers kleiner Katechismus.** Geh. 5 *S.*
- Biblisches Bilderbüchlein**, 4 Hefte aus dem alten und 4 Hefte
aus dem neuen Testament à 25 *S.*
- Engels Weihnachten.** — Die blinde Eva. — Junga das
Zigeunermädchen. — Die kleine Ruth. à 20 *S.*
- Gebetbüchlein für Kinder** à 5 *S.*, 100 Expl. 4 *M.* 50 *S.*
- Marshall, G.**, Eine Rose ohne Dornen, 20 *S.*
— Die Botschaft der Lilien, geh. 20 *S.*
- Schmid, Chr. v.**, Der Weihnachtsabend. 20 *S.*
— Die Ostereier. — Das Lämmchen. — Heinrich von Eichenfels.
à 15 *S.* Die vier Erzählungen von Chr. von Schmid in
einem Band in Leinwand geb. 1 *M.*
- Deutscher Hausfreund.** Kalender für Stadt und Land. 20 *S.*
(Erscheint jedes Jahr).



